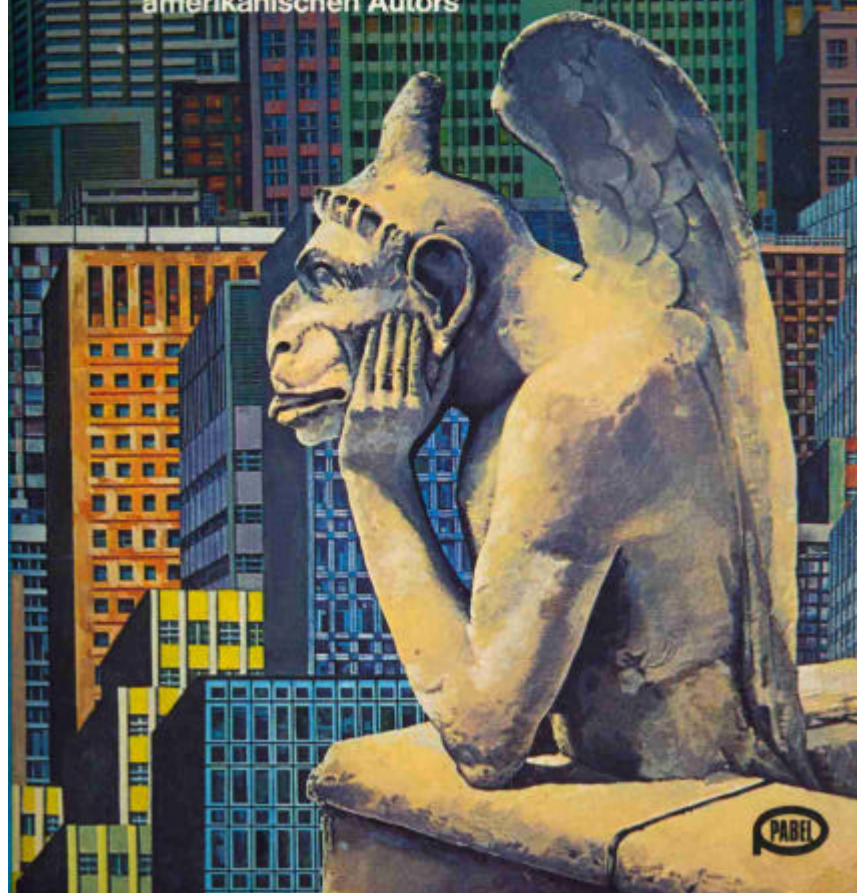


TERRA
SCIENCE FICTION ROMAN
aus der Perry Rhodan-Redaktion

Frederik Pohl

Lebe wohl. Erde!

Von zukünftigen
Menschen und Welten –
Sieben klassische SF-Stories des berühmten
amerikanischen Autors



Titel des Originals: THE EARLY POHL
Aus dem Amerikanischen von Lore Straßl
TERRA-Taschenbuch erscheint monatlich
im Erich Fabel Verlag KG, Pabelhaus, 7550 Rastatt
Copyright © 1976 by Frederik Pohl
Deutscher Erstdruck
Redaktion: Günter M. Schelwokat
Vertrieb: Erich Fabel Verlag KG
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck
Verkaufspreis inklusive gesetzliche Mehrwertsteuer
Unsere Romanserien dürfen in Leihbüchereien nicht verliehen
und nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden;
der Wiederverkauf ist verboten.
Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich:
Pressegroßvertrieb Salzburg, Niederalm 300,
A-5081 Anif
Abonnements- und Einzelbestellungen an
FABEL VERLAG KG, Postfach 1780, 7550 RASTATT,
Telefon (072 22) 13-241
Printed in Germany
September 1980

INHALT

Das Geschöpf im Eis

THE DWELLER IN THE ICE

Das Auge des Königs

THE KING'S EYE

Es ist eine junge Welt

IT'S A YOUNG WORLD

Der Telepath

DAUGHTERS OF ETERNITY

Lebe wohl, Erde!

EARTH, FAREWELL!

Verschwörung auf Kallisto

CONSPIRACY ON CALLISTO

Irrtum

DOUBLE-CROSS

Im Winter 1933, als ich gerade dreizehn war, wurden mir drei neue Fakten bewußt.

Das erste Faktum war, daß keine Ordnung auf der Welt herrschte. Das zweite, daß ich nicht beabsichtigte, technischer Chemiker zu werden und mein Leben lang zu bleiben, egal, was ich meinem Berufsberater in der technischen High School von Brooklyn auch gesagt hatte. Und das dritte, daß ich nicht der einzige war, der sich Sciencefiction zum Lebenszweck machte.

Diese neuen Feststellungen waren sehr wichtig für mich und hingen auch gewissermaßen zusammen. Ich hatte gerade mein zweites Semester in der Brooklyn Tech begonnen. Es war ein grimmig kalter Winter, und das, als die Depression an ihrem Tiefstand angelangt war. Es gab nicht viel, worüber man sich hätte freuen können. Die Arbeitslosen standen in langen Schlangen um Brot an und ersehnten sich Schnee – denn dann würden sie zum Schneeschaufeln eingesetzt. Roosevelt war soeben zum Präsidenten gewählt, aber noch nicht in sein Amt eingesetzt worden. Die Banken machten Pleite.

Es war nicht viel Geld im Umlauf, aber andererseits brauchte man auch nicht viel. Die U-Bahn kostete einen Nickel, also fünf Cent, genau wie ein Hot dog (ein Brötchen mit Frankfurter) bei Nedicks – ich war erst vor kurzem wieder einmal bei Nedicks und bezahlte für das gleiche Hot dog fünfundzwanzig Cent. Für einen Dime (zehn Cent) kam man ins Kino, oder man schenkte ihn einem Hungrigen, der sich dafür eine Dose Suppe leisten konnte.

Es stellte was vor, in die Brooklyn Tech zu gehen. Das ist vermutlich der Grund, daß ich mich für sie entschied. Wie viele meiner Kollegen muß ich wohl gestehen, daß ich als Kind ein intellektueller Snob war. Der Schulkomplex bestand aus mehreren Gebäuden. Den Weg von einem zum anderen machte ich gewöhnlich in Gesellschaft eines großen mageren Jungen namens Joseph Harold Dockweiler, und schon bald entdeckte ich, daß wir etwas von größter Wichtigkeit gemeinsam hatten. Auch er war Sciencefiction-Fan reinsten Wassers, das heißt, er las die Sachen nicht nur, sammelte sie, besorgte sich alle fehlenden Ausgaben und wühlte in den Antiquariaten nach möglicherweise

übersehenen Nummern oder Titeln, sondern hatte, genau wie ich, die Absicht, einmal selbst Sciencefiction zu schreiben.

Sechs oder sieben Jahre später wurde aus Joseph Harold Dockweiler Dirk Wylie. Zu einem noch weiter in der Zukunft liegenden Zeitpunkt gründeten wir gemeinsam eine Literaturagentur, aber tragischerweise nicht allzu lange danach starb er mit achtundzwanzig an den Folgen einer Verwundung während der deutschen Ardennenoffensive im Dezember 1944.

Dirk war der erste mit den gleichen Interessen wie ich. Als wir herausfanden, daß wir nicht allein dastanden, dachten wir daran, andere zu suchen, die wie wir die Qualität AMAZINGS mit der von WONDER STORIES vergleichen und sich über die galaktischen Abenteuer unterhalten wollten, wie sie in E. E. Smiths SKYLARK-Stories zu finden waren. Kurz gesagt, wir suchten das SF-Fandom.

Schade war, daß es noch nicht ganz existierte.

Erfreulich war, daß es seiner Geburt entgegenblickte.

Ein oder zwei Jahre später rief WONDER STORIES, um den Absatz zu heben, einen Briefclub ins Leben, den es Sciencefiction League nannte. Wir wurden sofort Mitglieder und nahmen gleich, als eine Gruppe in unserer Stadt gegründet wurde, an den Treffen teil. So lernten wir andere von unserer Sorte kennen. Wir schauten ehrfürchtig zu denen hoch, die tatsächlich schon etwas in den professionellen SF-Magazinen veröffentlicht hatten, und wir fanden die Antwort auf zwei wichtige Fragen, die uns sehr beschäftigt hatten: Wie wird man Autor? Und wie geht man es an, etwas veröffentlicht zu bekommen?

Die Brooklyner Sciencefiction League kam im Keller ihres Gruppenleiters, George Gordon Clark, zusammen. Er war ein tatkräftiger Bursche. Als WONDER STORIES die Gründung der SFL bekanntgab, hatte er keine Minute gewartet, sondern sofort den dem Magazin beiliegenden Antrag abgeschickt, und so war er Mitglied Nummer 1 geworden. Als die SFL bekanntgab, daß sie Städtegruppen gründen wollte, hatte er ebenfalls umgehend gehandelt, und so wurde die Brooklyn SFL auch die erste, also

Gruppe Nummer 1. Wir wurden bald zu viele für Clarks Kellerraum, in dem wir nur zu viert Platz zwischen seiner SF-Magazin-Sammlung fanden. Wir zogen in ein Klassenzimmer einer nahen Schule um. Ich erinnere mich, daß wir während dieser Zusammenkünfte viel Zeit mit Satzungen zubrachten und damit, die Protokolle des letzten Treffens vorzulesen. Wenn sich wirklich etwas Wesentliches zugetragen haben sollte, habe ich es zumindest völlig vergessen.

Aber dann das Beisammensein nach den Treffen! Das war es, was zählte. Denn kaum war die sogenannte Sitzung beendet, zogen wir uns in die nächste Milchbar zurück, bestellten unsere Milchmixgetränke und Eiscrememischungen und saßen, uns über SF unterhaltend, herum, bis man uns hinauswarf, weil die Bar geschlossen wurde.

Immer besuchten wir eine Milchbar nach dem Treffen, doch nicht immer die gleiche. Im Lauf der Jahre kannte man uns SF-Fans in Dutzenden, die über die Stadt verstreut lagen. Wir erfanden sogar unsere eigenen Eiscrememischungen und überredeten die Barkeeper oder -besitzer, sie auf ihrer Karte aufzunehmen. Wir waren noch sehr jung damals. Von Clark abgesehen, der schon Anfang Zwanzig war, war der »Alte« unserer Gruppe Donald A. Wollheim, er ging bereits auf die Neunzehn zu! John B. Michel kam mit Donald, und ein wenig später schloß sich uns Robert W. Lowndes aus Connecticut an. Wir vier bildeten ein Quadrumvirat, das ganze drei oder vier Jahre fest zusammenhielt und während dieser Zeit neue Clubs ins Leben rief und wieder auflöste, Fan-Magazine herausgab, um die Oberherrschaft im Fandom kämpfte und sich schließlich untereinander in die Haare geriet. Die Unstimmigkeiten unter den Fans machten nicht direkt das Fandom aus, aber sie gehörten mit dazu. Keiner der Clubs hatte ein sonderlich langes Leben. Die BSFL existierte ein Jahr, dann gründeten wir einen neuen Club und wieder einen und einen weiteren. Unsere Treffen hielten wir zuletzt im Keller von Will Sykoras Haus in Astoria Queens ab. Ich weiß nicht, was das SF-Fandom in Florida getan hätte, wo die Häuser nicht unterkellert sind. Es spielte keine Rolle, wie der Club hieß oder wo man sich traf. Getan wurde in

jedem etwa das gleiche. Offizielle Zusammenkünfte hielt man einmal im Monat ab, dazwischen traf man sich, um auf Wachsmatrizen getippte Fan-Mags¹ abzuziehen in denen wir unsere Talente förderten und uns in Schmähungen übten.

Die Fan-Mags wurden zum Teil vom Club herausgegeben, manchmal auch von einzelnen Fans. Des öfteren halste man mir die Redaktion 4er Club-Mags auf, aber das genügte mir nicht, ich mußte auch meine eigenen Fan-Mags herausgeben, und eben weil es meine eigenen waren, konnte ich darin bringen, was ich wollte. Am liebsten veröffentlichte ich meine Gedichte, die sehr von Lewis Carrolls JABBER-WOCKY beeinflußt waren.

Ich weiß nicht, welche Art von Autor ich wohl geworden wäre, hätte ich nicht Dirk kennengelernt und durch ihn und mit ihm die Welt des SF-Fandoms. Aber vermutlich wäre es nicht viel anders gekommen. Ganz sicher hätte ich mich dem Schreiben gewidmet – zu etwas anderem tauge ich kaum. Und ich hatte auch zumindest schon seit einem Jahr, ehe ich Dirk kennenlernte, in der achten Klasse während langweiliger Unterrichtsstunden SF niedergekritzelt. Aber ich hätte viel länger gebraucht, Autor zu werden. Ich verdanke dem Fandom eine Menge. Von Wollheim, Lowndes – später Cyril Kornbluth, Dick Wilson, Isaac Asimov und anderen – lernte ich etwas, was sie über das Schreiben lernten. Wir alle zeigten einander unsere Geschichten, wenn wir sie nicht direkt miteinander schrieben. Durch die Fan-Mags erlernte ich die Fähigkeit, etwas zur Veröffentlichung vorzubereiten – und den Mut, es herauszugeben.

Damals war Sciencefiction nur etwas für die Pulps², wo viel Action verlangt wurde, ohne schönggeistige Betrachtungen oder eingehende Charakterisierungen. Also lernte ich Strahler erfinden und wie man eine Geschichte spannend gestaltet. Aber ich brauchte sehr lange, bis ich versuchte zu lernen, wie man eine Story benutzen kann, um etwas zu sagen, das gesagt werden muß.

¹ Jetzt nennt man sie Fanzines.

² Die amerikanische Version des Groschenhefts.

Ich muß ehrlich sein, wenn ich mir jetzt die SF-Magazine der zwanziger und frühen dreißiger Jahre ansehe, die, die mich zur SF brachten, frage ich mich, was wir alle in ihnen gefunden hatten, daß wir uns von Sciencefiction so angezogen fühlten.

Ich glaube, es war zweierlei:

- 1. SF war ein Weg aus einer unerfreulichen Welt.*
- 2. Sie war ein Fenster in eine bessere.*

Die Welt war wirklich in großen Schwierigkeiten. Finanziellen Schwierigkeiten. Die Depression war nicht lediglich ein paar Millionen Arbeitslose oder tausend bankrotte Banken. Sie war ANGST! Und sie war über die ganze Welt verbreitet. Irgendwie war die wirtschaftliche Lage der gesamten Menschheit aus den Fugen geraten, und niemand wußte, ob alles wieder ins rechte Lot kommen würde. Niemand konnte sicher sein, daß es nicht in seinem eigenen Leben zu einer schrecklichen Veränderung kommen würde. Gegen all das bot die Sciencefiction eine Fluchtmöglichkeit.

Und dann war es auch die Zeit, da die Technologie soeben begonnen hatte, Teil des individuellen Lebens zu werden. Tag um Tag wurden neue Wunder wahr: hohe neue Gebäude; gewaltige Luftschiffe; mächtige Ozeanriesen. Man flog über den Atlantik und nutzte das Flugzeug zur Erforschung des Südpols. Die Automobile wurden schneller. Das Empire State Building ragte dreihunderteinundachtzig Meter in den Himmel, das Radio holte Stimmen aus einem anderen Kontinent heran.

Wir würde es weitergehen? Die Sciencefiction sagte nichts über den hohen Preis des Fortschritts. Sie erzählte uns über die Zukunft des Automobils, nicht jedoch, daß das Schwefeldioxyd den Stein der Häuser an den Straßen zerfraß. Sie erzählte uns von schnellen Flugzeugen, aber nicht vom Überschallknall. Sie erzählte von der Atomenergie, doch nicht von radioaktiver Strahlung. Sie erzählte von Organtransplantationen und Lebensverlängerung, aber keineswegs von dem Grauen der Überbevölkerung.

Aber auch niemand anderes erzählte uns davon. Zehn oder zwanzig Jahre später griff die SF die Kehrseite all der verlockenden Zukunftsvisionen auf, vielleicht etwas zu drastisch. Aber in jenen frühen Tagen waren wir so harmlos wie Physiker, Päpste und Präsidenten. Wir sahen nur das Versprechen, nicht die Drohung.

Und um ehrlich zu sein, wir suchten auch nicht nach den Schattenseiten. Wir suchten die Sonnenseite und die Herausforderung. Fanden wir sie nicht auf der Erde, hielten wir eben an schöneren, befriedigenderen Orten danach Ausschau, wie auf dem Mars, der Venus oder auf hypothetischen Planeten erfundener Sterne im Zentrum der Milchstraße oder gar in fernen Galaxien.

Ich bin sicher, wir alle glaubten fest daran, daß es außer unserer noch viele andere intelligenzbegabte Rassen im Universum gab. (Ich glaube es immer noch und verstehe nur nicht, weshalb noch keine uns besuchten. Ich wollte, die Fliegenden-Untertassen-Berichte wären glaubhafter, aber ich fürchte, es steckt nicht viel Wahrheit dahinter. Doch der Mangel an harten Tatsachen kann meinen Glauben nicht erschüttern, daß die Osnomianer und die Fenachronen irgendwo im All leben.) Hätte man uns befragt, wir hätten einstimmig unserer Meinung Ausdruck gegeben, daß jeder Planet Leben aufweist, aufwies oder aufweisen wird.

Jetzt wissen wir natürlich, daß es nicht so rosig aussieht, wie wir gehofft hatten, besonders in unserem eigenen Sonnensystem; das hat sich ja inzwischen erwiesen. Aber Mitte der dreißiger Jahre wußte man eben nicht viel darüber. Die großen Teleskope waren noch nicht fertiggestellt, und natürlich hatte keine Sonde bisher eine Fernsehkamera zum Mars oder auch nur zum Mond gebracht.

Mein erstes Honorar bekam ich für ein Gedicht, das ich aus diesem allgemeinen Glauben heraus geschrieben hatte. Es ging um den Mond, der – nach meiner Meinung – einst Leben trug.

Ich werde oft gefragt, wann ich zum erstenmal etwas zur Veröffentlichung verkaufen konnte. Das Gedicht, ELEGY TO A DEAD PLANET: LUNA, schrieb ich mit fünfzehn. Angenommen wurde es, als ich sechzehn war, und ein Jahr später erschien es in der Oktobernummer von AMAZING STORIES. Mein Honorar dafür, ganze zwei Dollar, erhielt ich, als ich das reife Alter von achtzehn erreicht hatte. So war es zu der Zeit.

Übrigens schrieb ich das Gedicht unter dem Pseudonym Elton Andrews. Ich hielt damals Pseudonyme für romantisch. Jede Geschichte dieses Buches erschien unter einem Pseudonym. Nur für die Fan-Mags schrieb ich damals unter meinem eigenen Namen.

Ein weiterer Grund für die Benutzung von Pseudonymen war seinerzeit auch die Schwierigkeit, sich zu einigen, wessen Namen nun eigentlich unter eine Geschichte gehörte, denn wir jungen Fans schrieben eine Menge gemeinsam. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich im Lauf der Zeit mit zumindest einem Dutzend anderer, sowohl männlichen als auch weiblichen Geschlechts, Stories verfaßte. Am Gruppenschreiben nahm ich jedoch nicht, oder zumindest selten, teil. Gruppenschreiben war, wenn vier, ja sogar sechs oder sieben nacheinander an einer einzigen Geschichte schrieben.

Als Ergebnis dieser Zusammenarbeit entstanden eine Menge Stories, von denen der Autor nicht mehr genau festzustellen war, also mußte ein Pseudonym darunter.

Nach längerem Überlegen entschied ich mich dagegen, auch nur eine der mit anderen verfaßten Stories in diesem Buch zu veröffentlichen, aber es gibt eine Unmenge davon. Ich schrieb mit Dirk Wylie, mit Doc Lowndes, mit Dirk und Doc, mit Cyril Kornbluth, mit Cyril und Dirk und mit Cyril und Doc, mit Isaac Asimov, mit Leslie Perri und anderen.

Die ersten veröffentlichten Stories verfaßte ich zusammen mit einem jungen Fan namens Milton A. Rothman. Sie erschienen unter dem Pseudonym Lee Gregor. Milton schrieb den größten Teil, das heißt, er schrieb den Entwurf. Wir hatten ausgemacht,

daß er sie verfassen und ich sie überarbeiten und verkaufen würde und er dafür den Großteil des Honorars bekommen sollte.

Wir verkauften zwei dieser Stories 1938 und 1939 an ASTOUNDING – und für fast ein Vierteljahrhundert waren diese Geschichten, die ja nur zum Teil mein Werk waren, das einzige, was von mir in ASTOUNDING erschien, denn ich gehörte nicht zur Campbell-Revolution. Ich war im gegnerischen Lager.

Tatsächlich waren John Campbell und ich Konkurrenten. Im Herbst 1939, mit neunzehn, hatte ich entdeckt, wie ich sicher sein konnte, daß zumindest EIN SF-Redakteur meine Stories annahm: Ich wurde selbst einer.

Die erste Geschichte, die ich mir selbst abkaufte und die ich ohne Zusammenarbeit mit anderen geschrieben hatte, war DAS GESCHÖPF IM EIS. Ich veröffentlichte sie in der Januar-Nummer 1941 von SUPER SCIENCE STORIES unter dem Pseudonym James MacCreigh.

DAS GESCHÖPF IM EIS

»Hier schneit es *immer*. Nun, vielleicht nicht wirklich immer, aber es kommt einem eben so vor. Ihnen mag das Wetter vielleicht schlimm erscheinen, aber – nun, ich mache diese Arbeit seit fünfunddreißig Jahren. Als ich anfang, gab es die Salze noch nicht, die warme Kleidung und Heizung ersetzen. Es herrschten Zeiten, da wäre man, wenn man das Schiff verließ oder auch nur kurz aufs Eis trat, ziemlich schnell erfroren. Selbst jetzt – puh!«

Kapitän Truxel unterbrach seinen Redefluß zum erstenmal seit vier Tagen freiwillig, als er nach dem Ruder des dahinbrausenden Schiffes griff. Er riß es stark nach Steuerbord. Sekundenlang krängte es scharf nach links, bis die winzigen, seltsamen Schrauben des Drehkiels es wieder aufrichteten.

»Ein Eisberg«, erklärte Truxel knapp, während er das Schiff auf den vorherigen Kurs zurücksteuerte. »Es bestand natürlich keine wirkliche Gefahr, aber es hätte eine Menge Ärger und Arbeit mit sich gebracht, wenn es die Schnellkraftschicht der Hülle abgeschabt hätte – oder wir auf den Eisberg geglitten wären. Ich hörte von Schiffen, die...«

»Wir gehen jetzt wohl besser nach unten«, unterbrach Kye Wahlen ihn ungeduldig. »Wir haben noch eine Menge zu packen. Nicht wahr, Beatta?«

»Ich fürchte, ja.« Seine Frau lächelte und milderte so die Unhöflichkeit ihrer besseren Hälfte. »Wann landen wir?«

»Oh, in etwa einer halben Stunde.« Der Kapitän mochte es nicht, wenn seine Zuhörer ihn einfach stehenließen, aber er hatte sich im Laufe der Jahre daran gewöhnt. »Bleiben Sie ja dem geheizten Teil fern, während Sie unten sind«, mahnte er. »Die Salze verbrennen Sie zur Schlacke, wenn Sie nicht aufpassen.«

Das war natürlich eine Übertreibung. Aber gefährlich war es auf jeden Fall, in die Nähe normaler Wärme zu kommen, wenn man die aufheizenden Hormonsalze im Blutstrom hatte. Ein

Bazillenfieber war nichts, verglichen mit dem Inferno im Körper, wenn man diese lebenswichtige Regel mißachtete. Aus diesem Grund hatte man die Benutzung der Salze beschränkt, so unersetzlich sie auch für die antarktischen Forschungen waren.

Kye wirkte niedergeschlagen, als sie hinabstiegen. In ihrer Kabine angekommen, ließ er sich auf die Koje fallen, ohne Beatta anzusehen.

Verständnisvoll legte sie einen Arm um seinen Hals. »Du machst dir Gedanken wegen des Transfers, nicht wahr?«

»Und? Sollte ich das nicht?« fragte er steif.

Beatta stöhnte innerlich. Das hatten sie bereits hundertmal durchgewälzt. Kye war schrecklich empfindlich, er hatte immer Angst, er könnte einmal nicht mehr für sie sorgen. »Liebling«, sagte sie. »Es ist vielleicht gar nicht so schlimm, wie es den Anschein hat. Aber dieser Welle der Gleichgültigkeit muß eben ein Ende gemacht werden, wenn die Bohr Juwelen aus dem Eis geholt werden sollen. Und sie schickten *dich*, damit du dich darum kümmerst.«

Kye schaute sie finster an. »Beatta, das ist alles schön und gut, aber sie brauchen keinen Minensachverständigen, sondern einen Psychiater. Die Maschinen funktionieren großartig, wenn man den Berichten Glauben schenken kann. Mit den Menschen hier stimmt etwas nicht! Es gab fünfzig Unfälle in einem Monat! Was kann ich dagegen unternehmen?«

In ihrer weiblichen Weisheit sagte Beatta: »Du wirst schon das Richtige tun, Kye. Sobald wir im Minenlager sind, wirst du dich gleich viel besser fühlen.«

Beatta hatte sich getäuscht. Selbst als sie sich bereits eine ganze Woche und länger im Lager befanden, hatte sich nichts an Kyes Stimmung geändert. Die Tatsache seiner Anwesenheit allein genügte nicht, die Unfallwelle zu stoppen.

Die »Mine« war alles andere als eine übliche Mine. Kyes Firma – die Internationale Fräsmaschinen GmbH – stellte alle Arten

von Werkzeugen her und benötigte bestimmte Edelsteine und Halbedelsteine für Bohrerspitzen. Interfras unterhielt aus Werbungsgründen ein Observatorium in der Nähe eines ihrer Werke in den Anden.

Das Observatorium hatte einen völlig neuen Kometen entdeckt, der sich aus dem Sonnensystem näherte. Es hatte seinen Kurs verfolgt, eine Spektralanalyse des Körpers vorgenommen und eine ungewöhnliche Zahl von Meteoriten beobachtet, die auf der südlichen Hemisphäre aufschlugen, während der Hauptkörper der Sonne entgegenbrauste – und mit ihr zusammenstieß. Die Meteoriten waren natürlich Teile des Kometen gewesen, und so enthielten sie zweifellos größere Mengen der Kohlenverbindungen, die der Spektrograph vom Kometen aufgezeichnet hatte. Also finanzierte Interfras eine Expedition, diese fand einige Steine, die bestens als Industriediamanten geeignet waren. Außerdem waren die in die Erde eingedrungenen Meteoriten mit allen Arten von Juwelen durchsetzt.

Kye war ein ungemein fähiger Bergwerksingenieur. Seine Arbeit hier war anfangs einfach gewesen. Er hatte die gesamte Ausrüstung überprüft, die Schächte besucht, war selbst an einem Kabel die glatten und unvorstellbar kalten Rohre hinuntergerutscht, die die Hitzebohrer im Eis geschaffen hatten. Alles war in bester Ordnung.

Genau das erklärte er auch Beatta. »Natürlich ist mit den Bohrungen alles in Ordnung«, sagte sie. »Das wußtest du doch, ehe du hierherkamst.«

»Ja, sicher. Aber ich mußte mich schließlich selbst vergewissern. Als nächstes nehme ich mir die Generatoren vor. Fünf der Unfälle trugen sich dort zu. Vielleicht...«

Beatta stampfte mit dem Fuß auf. »Vielleicht, pah!« rief sie. »Du weißt ganz genau, daß alle Maschinen perfekt funktionieren. Die Menschen sind es, mit denen etwas nicht stimmt. Erinnerst du dich, was du auf dem Schiff gesagt hast, Kye? Daß sie keinen Minensachverständigen hier brauchen, sondern einen Psychiater? Kye, ich fürchte, jetzt brauchst du einen!«

Kye starrte sie stumpf an. Seine Lippen formten Worte, sprachen sie jedoch nicht aus. Er drehte sich auf dem Absatz und marschierte wie auf Stelzen hinaus. »Ich schaue mir jetzt den Generator an!«

Drei Stunden und länger blieb Beatta auf dem harten Stuhl sitzen und versuchte, der Sache auf den Grund zu gehen. Was war mit Kye geschehen? Überhaupt mit jedem Mann hier? Ein Kind konnte sehen, daß Kye falsch daran tat, nach einem mechanischen Fehler zu suchen, den man für die Arbeitsverzögerung verantwortlich machen konnte. Nein, die Schuld lag an der seltsamen Gemütsverfassung jedes einzelnen Mannes im Lager.

Verblüfft hob sie die Brauen – weshalb war sie nicht davon betroffen? Sie war, vom Ärger über Kye abgesehen, bei üblicher guter Laune. Und es sah ganz so aus, als wären das auch die anderen Frauen im Minenlager...

Plötzlich flackerten die Lichter in der Baracke und erloschen. Auch das Radio, das sie in einem anderen Zimmer eingeschaltet hatte, verstummte. War eine Sicherung durchgebrannt?

Sie fluchte lautlos, fummelte nach einer Taschenlampe und suchte den Sicherungskasten. Aber auch nachdem sie die Sicherung ausgetauscht hatte, gingen die Lichter nicht wieder an.

War etwas mit der Stromversorgung? Aber wenn der Generator zeitweilig versagte, müßte doch automatisch auf Batteriebetrieb umgeschaltet worden sein!

Wie als Antwort auf ihre unausgesprochene Überlegung leuchteten die Lichter auf, aber merklich düsterer als zuvor. Beatta gab die ausgewechselte Sicherung in die Schachtel und kehrte zum Schlafzimmer zurück.

Kye saß am Bettrand und stierte die Wand an.

»Was war mit dem Strom, Liebling?« erkundigte sich Beatta.

»Eines der Lager hatte einen Fehler. Es brach, und der Generator streikte. Sie werden es bald richten.«

Etwas war merkwürdig an Kyes tonloser Art zu sprechen. »Hat Preston es dir mitgeteilt?«

»Nein«, erwiderte Kye. »Ich sah, daß es passieren würde, als ich den Generator überprüfte. Das Lager war schon gespalten, und es konnte nicht mehr lange dauern, ehe es ganz brechen würde. Ich hätte es wohl gleich herausnehmen sollen, aber...« Er schloß die Lider und legte sich quer über das Bett. »Es hätte soviel Arbeit gemacht. Es ist auch nicht so wichtig. Früher oder später werden sie es schon reparieren.«

»Kye, ich muß mit dir sprechen. Etwas stimmt nicht. Kye, weshalb benimmst du dich wie ein verantwortungsloses *Baby*?«

Kye schaute sie gequält an. »Ich weiß es nicht, Beatta«, sagte er leise. »So wie die Dinge sind – es ist einfach zu mühsam, etwas zu tun. Natürlich weiß ich, was ich hätte tun sollen, als ich das Lager sah. Alle dort – Preston und Argyle und der Rest – wußten ebenfalls davon...«

»Dann verstehe ich nicht, weshalb ihr nichts...«

Kye hob abwehrend eine Hand. »Ja, ich weiß, ich weiß. Aber – Beatta, kannst du dir vorstellen, wie es ist, wenn man völlig *allein* ist? Wenn man niemanden hat, mit dem man reden kann? Das Gefühl habe ich, Beatta. Es ist, als wäre ich ausgestoßen und irgendwo einsam in Verbannung; als würde ich nie wieder mein Zuhause sehen oder dich, Liebling – und selbst wenn ich im gleichen Zimmer mit dir bin, quält mich dieses schreckliche Gefühl. Ich kann es einfach nicht erklären.«

Beatta setzte sich neben ihn und verschränkte die Finger. Sie wollte sich ihm nicht durch eine noch so gutgemeinte Berührung aufdrängen. Seine absolute Niedergeschlagenheit machte ihn keinem Trost zugänglich. »Weshalb spüren wir Frauen es denn nicht, Kye?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht.« Er schloß die Augen und entzog sich der Welt.

Beatte betrachtete ihn eine Weile stumm, dann ging sie hinaus in den Schnee.

Christine Abrudson war zu Hause. Sie war für die Freizeitgestaltung im Minenlager zuständig, aber seit kurzem war sie quasi arbeitslos, da kein einziger der Männer Interesse an Sport, Unterhaltung oder überhaupt etwas zeigte. Christine war ein freundliches Mädchen, und Beatta hatte sie vom ersten Moment an gemocht, und in der einen Woche, seit die Wahlers hier waren, hatten Beatta und Christine sich angefreundet. Beatta kam sofort zur Sache.

»Christine, du mußt mir helfen. Ich versuche, etwas über diesen – diesen Trübsinn herauszufinden, unter dem offenbar jeder der Männer hier leidet. Ich glaube, ich weiß auch, was ich tun und wohin ich mich wenden soll. Ich möchte gern, daß du mitkommst. Ich schaffe es vielleicht nicht allein.«

Christine nickte. »Du möchtest den Bohrer untersuchen, nicht wahr? Den, der abwich?«

»Woher weißt du das?« fragte Beatta erstaunt.

»Ich bin auch nicht gerade eine schlechte Beobachterin.« Christine lächelte. »Ich versuchte, einige der Männer zu überreden, sich der Sache anzunehmen, aber du weißt ja, wie sie sind. Also hatte ich vor, es morgen selbst zu tun. Aber du hast recht, es ist besser, wenn wir zu zweit sind.«

Zu allem, was in der Mine schiefgegangen war, gehörte auch die Sache mit dem Hitzebohrer, der von seinem normalen, fast vertikalen Weg abgewichen war, eine lange, schräge Bahn ins Eis geschmolzen hatte und einer »Blase« – eine Art invertierte Grube im Eis, wo unterseeische Strömungen eine Höhle geschaffen hatten – gefährlich nahe gekommen war. Wäre er in die Blase eingedrungen, hätte man ihn nie wiedergesehen. Aber einer der Männer hatte bei einer routinemäßigen Überprüfung festgestellt, daß er seinen Weg verließ, und hatte sofort die Stromzufuhr abgeschaltet.

Nachdem Beatta ihn verlassen hatte, blieb Kye stumpf vor sich hin brütend liegen. Stunden vergingen. Es wurde »dunkel« draußen, als man die Natriumleuchten ausschaltete und die bleichvioletten Neonröhren an ihre Stelle traten. Natürlich gab es so etwas wie Tag und Nacht in der Antarktis nicht, wo zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang sechs Monate vergingen.

Schließlich stand Kye auf, um sich etwas zu essen zu richten. Beatta war nicht zu Hause. Ohne großes Interesse fragte er sich, wo sie sein mochte. Nach dem Essen legte er sich sofort wieder ins Bett.

Als sein Telefonsummer sich als Wecker betätigte und die Natriumleuchten wieder aufflammten, um den Morgen zu künden, lag Beatta nicht im Bett. Sie war überhaupt nicht heimgekommen.

Er frühstückte eilig und ohne Genuß. Seine wachsende Besorgnis sprengte den Panzer der Apathie. Mitten unter dem Frühstück hielt er es nicht mehr aus. Er telefonierte mit allen Stellen, wo Beatta möglicherweise sein konnte. Sie war nicht bei den Prestons, versicherte man ihm, man hatte sie auch nicht in der Krankenstation gesehen, aber sie könnte vielleicht bei Christine Abrudson sein.

Doch niemand beantwortete Christines Telefon.

Er tätigte einen Anruf nach dem anderen ohne Erfolg. Als er mit der Generatoranlage verbunden war, fiel plötzlich die Leitung aus. Gleichzeitig erloschen die Natriumleuchten, die immer düsterer geworden waren, ganz. Die Schwärze des Nachthimmels darüber herrschte nun auch im gesamten Lager.

Man hatte also den Generator nicht repariert, und die Notbatterien hatten ihren Geist aufgegeben. Das Lager war ohne Strom.

Plötzlich war Kye klar, wo Beatta war. Der Bohrer! Sie hatte ihn gebeten, der Sache auf den Grund zu gehen. Als er sich weigerte, beschloß sie offenbar, es selbst zu tun.

Er rannte hinaus, in Richtung des Hangars.

Als die beiden Frauen bei dem Bohrer ankamen, wurde ihnen erst bewußt, daß sie überhaupt noch nicht überlegt hatten, was sie weiter tun sollten. Also besprachen sie sich hastig. Sie würden den Bohrer noch einmal hinunterschicken, so weit es ging, ehe er in die Schräge abgewichen war, und ihm am Kabel entlang folgen.

Sie hängten den Bohrer an sein Kabel und schalteten ihn ein. Er glitt sehr schnell durch das Eis. Das Loch war ja bereits vorhanden, also brauchte er lediglich das bißchen Eis zu schmelzen, das sich seit seiner letzten Benutzung gebildet hatte, die Röhre zu erweitern, wo

der Druck des Eises die Wände zusammenpreßte, und den Schnee zu beseitigen, der hineingeweht war. Das Schmelzwasser wurde automatisch an die Oberfläche gepumpt, wo es sofort wieder zu Eis erstarrte.

Beatta beobachtete das abrollende Kabel. Als es die Zweihundertvierzigmetergrenze erreicht hatte, wo er plötzlich abgewichen war, schaltete sie den Strom aus. Sie schaute Christine an.

»Wie wollen wir es machen? Auslosen, wer geht, oder klettern wir beide hinunter?«

»Auslosen«, sagte Christine sofort. Sie fummelte in ihren Taschen. »Hier. Ich habe in einer Hand einen Vierteldollar, in der anderen einen Dime. Welche Hand wählst du? Wenn du den Vierteldollar erwischst, gehst du hinunter, beim 10-Cent-Stück gehe ich.«

Ohne zu zögern, deutete Beatta auf die Rechte. Der Vierteldollar!

»Hilf mir in den Schutzanzug«, bat sie. »Ich werde also hinunterrutschen. Wenn ich unten angekommen bin, lasse ich es dich wissen. Dann schaltest du den Strom ein. Ich werde versuchen, den Bohrer genau dorthin zu lenken, von wo er offenbar angezogen wird. Und dann gebe ich dir Bescheid, was ich sehe. Okay?«

»Ich glaube schon«, sagte Christine mit leicht zitternder Stimme. »Paß gut auf dich auf, Beatta.«

Beatta zog den Riemen ihres Asbesthelms unter das Kinn und griff nach dem Kabel. Dann schwang sie sich in die Röhre und glitt schnell außer Sicht

Christine schaltete das Sprechgerät ein. »Alles in Ordnung?« fragte sie besorgt.

Als Antwort hörte sie ein paar Augenblicke lediglich angestregtes Atmen und dann ein leichtes Aufprallen.

»Ich habe es soweit geschafft, Christine«, versicherte ihr die Stimme aus dem Gerät. »Ich stehe jetzt auf dem Bohrer. Ich werde mich gegen die Schachtwand lehnen und versuchen, das hintere Ende des Bohrers herumzudrehen. Ich bin soweit, Christine. Schalt den Strom ein!«

Entschlossen drehte Christine an einem Schalter an der Winde.

Von unten war heftiges Atmen zu hören. »Ich – bewege ihn«, kauchte Beatta. »Es ist ziemlich schwierig. Puh! Ich habe nichts Festes, gegen das ich mich stemmen könnte. Auf dem Eis rutsche ich ständig aus.«

»Spar dir den Atem!« riet ihr Christine. »Ich höre auch so, daß du da unten was machst.«

Eine lange Weile herrschte Schweigen, bis Beatta sich wieder meldete: »Er bewegt sich jetzt fast gerade nach einer Seite. Aber ich muß ihn anschieben, weil er sonst nach unten taucht. Ganz schöne Anstrengung!« Sie schwieg wieder, und gleitende, schleifende Geräusche drangen aus dem Sprechgerät.

»Beatta!« rief Christine drängend. »Du solltest lieber wieder hochkommen. Vielleicht kriegen wir einen der Männer dazu, uns zu helfen. Möglicherweise können wir einen zweiten Schacht direkt zu der Stelle schmelzen, die du anpeilst. Die Arbeit dort unten ist zu schwer für eine Frau. Komm hoch, Beatta!«

Sie wartete auf die Antwort. Keine kam. Sie lauschte noch angespannter.

Von unten waren nicht die leisesten Geräusche mehr zu vernehmen.

»Beatta! *Beatta!* Kannst du mich hören? Bitte, Beatta, antworte!«

Nach einer Weile hörte sie zu rufen auf. Es war sinnlos.

Unentschlossenheit und nackte Angst waren in ihren Zügen. Sollte sie den Bohrer zurückholen? Ohne sich bewußt dafür entschieden zu haben, griff sie nach dem Schalter...

Und sah, daß die Anzeiger auf Null standen.

Kein Strom floß mehr durch die Winde.

Christine handelte, ohne zu zögern. Genau wie Beatta glitt sie am Kabel in die Tiefe.

Kyes Gesicht hinter den Armaturen des kleinen Erkundungsflugzeugs wirkte grimmig. Endlich, nach längerem Suchen in diesem überall gleich aussehenden Eis, hatte er den Bohrer gefunden oder vielmehr das Bohrloch. Er landete und rannte darauf zu. Sein Magen verkrampfte sich, als er sah, daß die ganze Länge des Kabels von der Winde abgerollt war. Das waren dreihundertfünfzig Meter!

Aber wo war Beatta? War sie überhaupt hier gewesen?

Er hielt sich an dem Kabel fest und spähte hinunter in den Eisschacht. Der Bohrer war natürlich nicht zu sehen. Nichts war zu sehen!

Bildete er es sich ein, oder stieg tatsächlich dünner Dampf aus dem Schacht?

Das Kabel, bemerkte er jetzt, war straff. Etwas hing an seinem Ende.

Der Bohrer war in die Blase gestoßen!

Alles war ihm plötzlich schrecklich klar. Beatta und möglicherweise Christine ebenfalls waren dem Bohrer hinuntergefolgt. Er

hatte seine ursprüngliche Bahn genommen – doch diesmal bis zum Ende! Er hatte die letzte dünne Eisschicht durchbrochen und war in die Tiefe des Meeres gefallen, von dem, da es wärmer war, Dampf durch den Schacht hochstieg.

Und Beatta?

Kye schaltete die Winde ein. Obgleich sie jetzt nicht mit Strom versorgt wurde, war es ja möglich, daß man den Generator reparierte, während er unten war, und dann würde er es rechtzeitig genug merken, wenn der Bohrer hochgeholt wurde.

Irgendwie würde er einen Weg finden, Beatta zurückzubringen – falls sie unten war. Und sollte er herausfinden, daß sie ertrunken war, dann beabsichtigte er, selbst auch nicht zurückzukommen.

Tiefer und tiefer glitt Kye. Er konnte die Entfernung schon lange nicht mehr abschätzen, er spürte nur den schrecklichen Schmerz in seinen geschundenen Händen und die Müdigkeit seiner Muskeln. Aber es war unmöglich, anzuhalten und sich auszuruhen. Wenn er seinen Griff auch nur eine Sekunde lockerte, würde er stürzen.

An den warmen Tropfen, die seinen Arm hinuntersickerten, erkannte er, daß seine Hände stark bluteten. Beatta und Christine waren, im Gegensatz zu ihm, für den Abstieg ausgerüstet gewesen, und zu ihrem Anzug gehörten dicke Handschuhe und Lampen. Kyes Handschuhe waren dünn wie Papier, und er hatte kein Licht.

Schließlich machte ihm die Tatsache, daß er nichts sehen konnte, am meisten zu schaffen. Seine suchende Zehe hatte eine schmale Nische in der Eiswand entdeckt. Er klemmte seinen Fuß hinein und lehnte sich, um ein bißchen ausrasten zu können, mit dem Rücken an die gegenüberliegende Wand. Als er die zerschundenen Hände an den Mund drückte, spürte er den Schmerz erst richtig.

Durch die Salze war Kyes Körpertemperatur auf etwa fünfzig Grad erhöht. Das hielt das Eis nicht aus. Sein Fußhalt begann zu schmelzen. Kye rutschte. Er griff nach dem Kabel – *und verfehlte es!*

Er fiel nicht tief, höchstens neun Meter. Und als er aufschlug, gab das, worauf er gelandet war, unter ihm nach und rutschte den schrägen Tunnel hinunter, den der Bohrer geschmolzen hatte, ehe er das erstemal aufgehalten worden war.

Und dann tauchte Kye in Wasser, das ihm trotz der Salze entsetzlich kalt vorkam. Etwa drei Meter versank er, ehe er sich wieder an die Oberfläche kämpfte.

Wasser! *Beatta war ertrunken!*

Verzweiflung erfüllte ihn. Das Leben war sinnlos ohne sie. Nur sein Unterbewußtsein ließ ihn sich im Wasser bewegen. Und dann kehrte das Licht in die Welt zurück. Er schwamm in *Süßwasser!* Er probierte es. Ja, es war ganz bestimmt kein salziges Meerwasser.

Sein Verstand sagte ihm, daß Beatta in Süßwasser genauso leicht wie in Salzwasser ertrinken konnte, aber er ignorierte ihn. Seine Theorie war falsch. Der Bohrer war nicht durchgebrochen. Also mußte die gesamte Theorie falsch sein und Beatta noch leben!

Aber wo war der Bohrer? Er suchte vergeblich nach dem Kabel.

Das ließ darauf schließen, daß die beiden Frauen irgendwo über ihm einen Seitenstollen geschmolzen hatten. Dort waren sie jetzt und warteten darauf, daß er sie rettete.

Ohne auf die Schmerzen zu achten, drückte er eine Hand gegen die Seite des schrägen Tunnels, so hoch es ihm zu greifen gelang. Das Eis schmolz genug, daß er Halt finden konnte. Er zog sich hoch, preßte die andere Hand über ihm ins Eis und stieß auch seinen Fuß gegen das Eis. Auf diese Weise arbeitete er sich, wenn auch unerträglich langsam, hoch. Als er etwa fünf Meter so zurückgelegt hatte, stieß sein Kopf plötzlich an das Kabel, und gleichzeitig streifte ein starker Luftzug seinen

Rücken. Er faßte nach dem Kabel, drehte sich um und sah, weniger als hundert Meter entfernt durch einen horizontalen Eistunnel den schwachen Schein einer Handlampe.

Der weitere Weg war ein Kinderspiel, obgleich er in dem Tunnel nicht aufrecht gehen konnte. Das Licht blieb nicht an einer Stelle, es bewegte sich.

»Beatta!« brüllte er. »Christine! Beatta! Ich bin hier!«

Er hörte einen Freudenschrei. Es war Beattas Stimme.

»Kye! O mein Liebling – ich war sicher, daß du kommen würdest!«

Er schloß sie in die Arme. Worte waren unnötig. Doch plötzlich wurde Kye bewußt, daß Beatta allein war. »Ist Christine Abrudson denn nicht mit dir gekommen?« fragte er.

Beatta schluckte. »Ich – ich glaube, Christine ist tot, Kye«, flüsterte sie. »Ich hatte vergessen, Kye, wir müssen leise sein. Etwas Schreckliches ist hier. Schau!«

Zuerst konnte er gar nichts sehen. Dann erkannte er eine gewaltige Höhle vor ihnen, bestimmt hundert Meter hoch und weit. Und darin...

... befand sich eine Form, eine Gestalt, die er nicht klar erkennen konnte. Er strengte die Augen an. Sie leuchtete offenbar ganz schwach aus sich heraus und sah aus wie eine Statue.

Aber sie lebte! Sie bewegte sich! Jetzt erkannte er ganz deutlich den Kopf, und ein großes, schimmerndes Auge öffnete sich. Es war rot und so leuchtend wie ein Katzenauge im Dunkeln. Es starrte Kye ohne sichtbare Gefühlsregung an, und da spürte er, wie die Stumpfheit ihn wieder übermannte. Dazu kam eine schreckliche Pein, eine seelische Qual, die ihn die Schmerzen seiner wunden Hände vergessen ließ. Abrupt schloß das Auge sich wieder.

»Was ist es?« keuchte Kye.

Beatta schauderte. »Ich weiß es nicht, aber Christine ging hinunter, um es sich näher anzusehen, vor Stunden schon. Kye – sie ist nicht zurückgekommen. Ich habe solche Angst!«

Das Kabel ruckte. Sie eilten zum Tunnelrand und schauten hinunter. Christine Abrudson kam hochgekleckert. Kye zog sie in den Stollen. Sie schien Schreckliches mitgemacht zu haben. Ihre Kleidung war mitgenommen, ihr Gesicht eine starre Maske. Ihre Stimme klang hysterisch.

»Kye! Gott sei Dank, daß du hier bist!« Sie stützte sich auf ihn, als sie alle drei auf dem Tunnelboden saßen. Ihre Kraft war völlig erschöpft. Sie begann vor sich hin zu kichern, während die Tränen über ihre Wangen strömten.

»Christine! Was ist denn?« flüsterte Beatta.

Das Mädchen warf den Kopf zurück und lachte hysterisch. »Nichts. Ich lebe wieder!«

Kye packte sie an der Schulter und schüttelte sie. »Christine!« sagte er eindringlich. »Was meinst du damit?«

Plötzlich beruhigte sie sich. Ihre Stimme klang ruhig mit einem Unterton tiefster Ehrfurcht. »Kye, *ich war tot!* Dieses monströse, furchterregende Wesen dort drinnen tötete mich – und brachte mich wieder ins Leben zurück!«

»Weshalb, Christine? Weshalb?« wisperte Beatta grauenerfüllt.

»Ich weiß es nicht. Weil es stirbt und sich nicht bewegen kann und unvorstellbare Schmerzen erleidet. Ich lenkte es eine Weile ab, das war alles. O Beatta, es ist furchtbar, tot zu sein. Man kann sehen und hören, aber sich weder bewegen noch sprechen. Ich versuchte, dir zu antworten, als du mich riefst, Beatta – aber ich konnte es nicht. Ich war tot!« Ihre Stimme brach in einem Wimmern ab.

Reine Hysterie, sagte Kyes Vernunft immer wieder. Man kann nicht sterben und wieder leben. Aber Kye glaubte seiner

Vernunft nicht, weil sie keine Erklärung für die Kreatur dort in der Höhle hatte.

»Was ist dieses – Geschöpf?« fragte er. »Wie kam es hierher?«

»Es ist von dem Kometen. Es lebte dort, Kye. Und als er im Schwerefeld der Erde barst, befand es sich auf einem Teil, das von der Erde angezogen wurde. Es fiel hier herunter – und es lebt noch, wenn auch nicht mehr lange, das sagte es mir. Es las meine Gedanken und redete mit mir – und es versprach mir etwas. Es versprach, daß es sich töten würde, weil es ungemein intelligent und einsichtig ist und in meinem Kopf las, daß es einen störenden Einfluß auf uns ausübt. Es wird ohnehin bald sterben – nur beabsichtigt es jetzt nicht mehr, sich dagegen zu wehren.«

»Das erklärt die Apathie im Lager«, murmelte Kye. »Eine große Intelligenz direkt hier bei uns, die in unvorstellbaren Schmerzen dahinsiecht. Und das Schlimmste für sie ist, daß es ihre Heimat nicht mehr gibt, denn die ist jetzt Teil der flammenden Sonnengase! Ich verstehe!«

»Aber weshalb empfanden wir ihre geistigen Ausstrahlungen nicht?« fragte Beatta.

»Ich weiß es nicht, doch es könnte sein – ich kann mich natürlich auch täuschen –, daß dieses von dem Wesen ausgestrahlte Gefühl eine ungeheuerliche Heimatverbundenheit ist. Das ist etwas, was auch die Menschen empfinden, aber Frauen weniger stark als Männer. Denn während die Männer dazu erzogen werden, für ihr Heimatland dazusein, es zu beschützen, kommt für die Frau doch an erster Stelle der Mann, den sie liebt; ihre Heimat ist er...«

Zu mehr kam Kye nicht, denn plötzlich bewegte sich etwas Strahlendes in der Höhle. Es war, als wäre ein Leuchten, wie ein Komet, hoch- und durch die Eiswände gebrast. Im gleichen Augenblick erlosch das Schimmern des Wesens. Das riesige rote Auge öffnete sich noch einmal, als die Kreatur sich in stummer Agonie wand, und dann erlosch auch das.

Das Wesen hatte sein Versprechen gehalten. Es war tot.

Während die drei noch in ehrfürchtigem Schweigen verharren, ruckte das Kabel und bewegte sich in die Höhe. Es gab wieder Strom!

Stumm, noch erschüttert von dem Drama des fremdartigen Geschöpfes, klammerten die drei sich mit Händen und Füßen an das Kabel und wurden von ihm hochgezogen, zurück in das Minenlager, das jetzt wieder hell beleuchtet war und in dem nun wieder reges Leben und Frohsinn herrschen würden, nachdem die Wolke der Verzweiflung und Apathie sich aufgelöst hatte.

Milt Rothman war nicht mein einziger Klient und Mitautor in meiner Zeit als Literaturagent. Es gab noch andere. Ich machte die Runden bei WONDER STORIES, ASTOUNDING STORIES, WEIRD TALES und weiteren, um die Produkte meiner Autoren anzubieten. Echte Agenturen tun das nicht, erfuhr ich später. Entweder schicken sie Boten oder senden die Manuskripte mit der Post. Aber ich konnte mir weder das eine noch das andere leisten. Hin- und Rückporto kostete etwa dreißig Cent, die U-Bahn nur fünf. Manchmal sparte ich sogar die und ging zu Fuß. Das kostete natürlich viel Zeit, aber über die verfügte ich in reichem Maß, denn ich hatte die High School verlassen. Natürlich brachte mir die Herumlauferei nicht viel Geld ein, aber ich lernte dabei, daß auch Redakteure und Herausgeber nur Menschen sind.

Das Schwierigste war, einen Redakteur zu finden, der die angebotene Story auch veröffentlichte. War man selbst Redakteur, wäre dieses Problem schon einmal gelöst. Also hielt ich Ausschau nach einem Redaktions job. Der Herausgeber von MARVEL und DYNAMIC, Robert O. Erisman, gab mir den Tip, da er selbst keine Verwendung für mich hatte, bei Popular Publications nachzufragen. Und, o Wunder, ich wurde angenommen. Natürlich schrieb ich es meinen Fähigkeiten zu. Erst später erfuhr ich, daß sie zu diesem Zeitpunkt einen jeden genommen

hätten, weil sie gerade dabei waren, sich zu vergrößern. Harry Steeger, der Geschäftsführer von Populär Publications, gründete aus finanziellen Gründen eine Art Tochtergesellschaft, die Fictioneers Inc. Ich durfte für beide arbeiten. Und so war ich mit neunzehn Jahren bereits Redakteur von zwei Profimagazinen, und mein Name stand im Impressum.

Viel zahlte Populär nicht. Während des ersten halben Jahres nicht mehr als zehn Dollar die Woche. Aber das war nicht einmal so wenig, denn ein anderer Redakteur, den sie etwa zur gleichen Zeit anstellten, mußte drei Monate umsonst arbeiten, ehe er ebenfalls zehn Dollar die Woche bekam. Natürlich erwartete man nicht, daß wir damit auskommen würden. Man rechnete, daß wir selbst Stories schreiben und sie uns abkaufen würden, und so genug zusammenbekämen, um leben zu können.

Also tat ich es auch. DAS AUGEN DES KÖNIGS aus der Februar-Nummer 1941 von ASTONISHING STORIES ist eine davon. Sie brachte ein Worthonorar von einem 3/4 Cent ein, insgesamt dreiundvierzig Dollar fünfzig, etwa so viel wie das Monatsgehalt eines Redakteurs.

DAS AUGES DES KÖNIGS

Chester Wing schob wütend die Karten von sich. »Du und deine verdammten Taschenspielertricks, Farrel!« fluchte er. »Ich habe genau gesehen, wie du von unten gegeben hast. Wir spielen zwar nicht um Geld, aber es macht mir keinen Spaß, jedes Spiel zu verlieren.«

»Ah, beruhige dich doch. War ja nicht böse gemeint. Am besten, wir machen eine Pause.« Farrel Henderson schaute zum Bullauge hinaus auf den Sumpf, der durch den Dampf kaum zu sehen war. Die Gegend mit ihrer grauweißen Vegetation war kein erhebender Anblick. Aber auf der Venus war es fast überall so, scheußlich naß und unangenehm heiß. »Warum muß die Raketendüse auch ausgerechnet hier verrecken!« brummte er. »Wie lange, glaubst du, dauert es, bis die neue fertig ist?«

Wing hatte seinen Ärger inzwischen überwunden. »Die Instandhaltungsmaschinen dürften es in zwei Tagen schaffen.« Sie extrahierten isotopisches Beryllium aus dem ständig durch die Rohre geleiteten Sumpfwasser und verarbeiteten es zu dünnen Platten, die sie schichtweise auf die Form für die neue Raketendüse rollten. »Die Frage ist nur, was werden unsere gefiederten Freunde inzwischen machen?«

Es war ein schlimmer Tag für die Erdmänner gewesen, als sie ausgerechnet in diesem Teil der Venus notlanden mußten. Der hiesige Stamm war alles andere als gut auf die Terrestrier zu sprechen. Grund war irgend etwas, das in den ersten Jahren der Erforschung passiert war. Wing hatte von den wortkargen Stammesbrüdern nur soviel erfahren, daß es etwas mit dem großen *Venusstein* zu tun hatte, der jetzt im Planetenmuseum in Washington auf der Erde ausgestellt war. Der Stein war ein riesiger roter Diamant, der durch seine Größe und ungewöhnliche Farbe unbezahlbar war. Vermutlich hatten die Erdmänner ihn damals für ein paar Glasperlen oder bunten Stoff eingehandelt. Diese Art von Handel war den unwissenden Venusiern gegenüber natürlich in Ordnung, aber der Häuptling dieses

Stammes hier – er war eigentlich ein König und hieß Ch’mack – war zumindest so intelligent wie der Durchschnittsterrestrier.

»He, da hämmert einer an die Schleuse!« unterbrach Henderson Wings Gedanken. Wing konnte durch das Bullauge eine Gestalt mit dickem Pelzbewuchs und fast menschlichem Gesicht sehen, die im Körperbau noch am ehesten wie die Karikatur eines Känguruhs mit Schwimmhäuten als Flügeln aussah.

»Es ist einer von Ch’macks Burschen«, sagte er zu Henderson. »Was er wohl jetzt schon wieder will? Am besten, wir schauen beide nach. Da!« Er warf seinem Kameraden eine Art Helm aus verschlungenen Drähten zu, der als Gedankenübertrager, Perzeptor genannt, diente, denn kein Mensch hätte die zungenbrecherische Sprache der Venusier lernen können.

Sie traten durch die Schleuse, die sich automatisch hinter ihnen schloß. Unwillkürlich hielten die beiden sich die Nase zu. Die Venusluft war für sie atembar und unschädlich, vorausgesetzt, sie überanstrengten sich nicht, aber sie stank hauptsächlich nach faulem Fisch.

»Was willst du?« dachte Wing zu dem wartenden Venusier.

»Ch’mack will euch sehen«, dachte der mit spürbarer Feindseligkeit zurück. »Kommt mit.«

Die Erdenmänner hätten sich weigern können, aber sie mußten plötzlich feststellen, daß sie von Venusiern umzingelt waren, die alle Waffen trugen.

»Weshalb gebt ihr den Zweck eures Kommens nicht zu?« brüllten Ch’macks Gedanken mißtrauisch. Die Erdmänner zuckten lediglich die Schultern. Man hatte ihnen diese Frage inzwischen schon ein dutzendmal gestellt. Und Ch’mack hatte sich geweigert, ihnen zu verraten, wessen er sie verdächtigte. Ihren Perzeptoren war es dummerweise nicht gelungen, seine willengeschirmten Gedanken zu lesen. »Ich weiß, was ihr wollt!« fuhr Ch’mack böse fort. »Bildet euch nur nicht ein, daß ich es

nicht weiß. Ich weiß fast alles. Aber gesteht es doch endlich ein!«

»Wir wissen nicht, was du meinst«, antwortete Wing.

»Dummköpfe! Ihr könnt mir nichts verheimlichen.

Ich weiß, worauf ihr aus seid. Aber ihr werdet es nicht bekommen!« Verstohlen schob er eine Hand in den Beutel, der sein einziges Kleidungsstück darstellte. Er wirkte erleichtert, als er sie zurückzog. »Nein, ihr werdet es mir nicht stehlen. Aber ihr müßt für die Absicht bestraft werden.«

»Was stehlen?« fragte Wing verärgert.

»Was stehlen? Als ob ihr das nicht wüßtet! Mein Auge natürlich!«

Wing und Henderson wechselten einen verwirrten Blick. Der König besaß zwei offenbar recht gute Augen, aber sie hatten wahrhaftig nicht die Absicht, eines davon zu stehlen.

Wütend funkelte Ch'mack sie an. Fast hatte es den Anschein, als würde er die äonenalte Tradition seines Stammes brechen und tatsächlich Fuß auf den Boden setzen, um sie zu schlagen. Doch dann zog statt dessen ein verschlagenes Lächeln über seine Züge.

»Ich habe vergebens nach einer passenden Strafe gesucht und deshalb beschlossen, die Sache dem Tribunal zu über geben!«

Das Tribunal! Nur zu gut wußten die beiden Männer, was das bedeutete. Das Tribunal war eine uralte Institution in allen venusischen Stämmen, offenbar ein Überbleibsel der Gesetze, die für die Venusier bestimmend waren, als sie noch eine geeinte, planetenweite Demokratie hatten. Das Tribunal bestand aus einer Gruppe der Führer jedes Stammes, die gewöhnlich auch die Ältesten und Verbittertsten waren. Das Tribunal war mit der spanischen Inquisition vergleichbar. Die Regel war, daß jeder Verurteilung ein Geständnis vorhergehen mußte, und um das zu erreichen, schreckte man vor keiner Folter zurück. So war oft die »Vernehmung« schlimmer und mehr zu fürchten als die Strafe,

denn die Höchststrafe war lediglich ein verhältnismäßig schneller Tod.

Henderson spürte, wie sein Kamerad ihn stupste. Wing hatte den Perzeptor abgeschaltet und bedeutete ihm, das gleiche zu tun. »Hör zu, wir geben besser nach«, flüsterte er ihm zu. »Vielleicht ist die Zeit auf unserer Seite, und wir können sie hinhalten, bis die Düse fertig ist. Es dauert sicher eine Weile, ehe das Tribunal zusammengestellt werden kann.«

»Okay«, brummte Henderson und dann: »Hebe!« Vor seinen Augen fiel Wing steif zu Boden. Gleich darauf spürte er einen scharfen Stich im Schenkel. Als auch er zusammensackte, war ihm klar, daß man sie mit Lähmpfeilen beschossen hatte. Wortlos fluchend mußte er mit ansehen, wie ein feixender Venusier ihnen die Waffen abnahm.

Als Wing zumindest die Augen wieder bewegen konnte, stellte er fest, daß er und sein Kamerad in einer Art Käfig aus Farnholz gefangengehalten wurden, dessen Tür jedoch offenstand. Aber selbst wenn sie nicht mehr gelähmt gewesen wären, nutzte es ihnen nichts, denn sie waren mit den »Adern« der Farnholzblätter verschnürt, die so fest wie Kobaltstahl waren. Außer ihrem befand sich noch ein Dutzend weiterer Käfige in einem riesigen Raum mit Sitzen und Zuschauerbänken und einer Menge Folterinstrumente.

»Was sollen wir jetzt tun?« fragte Henderson neben ihm mit leicht zittriger Stimme.

»Abwarten«, erwiderte Wing. Zwar ließ die Wirkung des Lähmgifts nach, aber gefesselt, wie sie waren, hatten sie keine Chance, von hier zu entkommen.

Nach einer Weile schwang die Eisentür auf, und das Tribunal trat in würdevoller Haltung herein. Den beiden Erdmännern wurden die Bande ziemlich grob abgenommen, dann zerrte man sie zu hochlehnigen Farnholzstühlen, an die man sie schnürte.

Das war recht unangenehm, denn die Stühle waren für die Anatomie der Venusier bestimmt.

Alle außer einem des Tribunals ließen sich auf den Sitzen nieder. Dieser eine, offenbar der Vorsitzende, kam drohend auf die Terrestrier zu. Er streckte die Hand nach Wings Kopf aus. Wing nahm an, er beabsichtige, mit der Folterung zu beginnen, und wich ihm aus, so gut er es an den Stuhl gefesselt tun konnte. Aber der Venusier schaltete lediglich den Helm ein.

»Erdmänner!« dachte er streng. »Gesteht und erspart euch Schmerzen.«

»Was gestehen?« dachte Henderson wütend zurück. »Wir sagten doch, wir landeten hier nur, weil unser Schiff einen Schaden hat. Wir wußten vom Auge eures Königs, was immer das ist, überhaupt nichts und konnten also auch nicht die Absicht haben, es zu stehlen. Sobald unser Schiff repariert ist, verlassen wir euch wieder.«

Der nächste Gedanke des Venusiers verriet höhnisches Lachen. »Uns verlassen? Erdmänner, ihr werdet nie mehr von hier wegkommen, zumindest nicht lebend! *Gesteht!*« Das drang wie eine Lanzenspitze in die Gehirne der beiden Männer. »Wir wissen, daß ihr hierhergekommen seid, um das Auge zu stehlen. Ihr wißt genau, was es ist. Wir wollen euren Lügen und eurem Bluff ein für allemal ein Ende machen und sagen euch selbst was es ist: ein großer roter Stein, das Gegenstück zu dem, den ihr uns auf schurkische Weise vor vierzig Jahren gestohlen habt! Also, nun *gesteht!*«

Der Venusier trat einen Schritt zurück. Er keuchte von der Anstrengung seiner Gedanken und starrte die Gefangenen durchdringend an. Als er sah, daß sie keine Anstalten machten, zu gestehen, winkte er wütend zwei Wachen. Mit großer Kraftanstrengung schleppten sie einen schweren Metallbehälter herbei, in dem ein aufloderndes Feuer brannte.

Die beiden Terrestrier wappneten sich für die beginnende Folterung. Doch offenbar sollten sie noch eine Gnadenfrist bekommen, denn ein Venusier stürmte zur Tür herein und

brüllte: »Der König ist tot!« Der Gedanke hallte in den Gehirnen der Menschen wider, während seine Stimme in ihren Ohren schmerzte. »Man hat seine Leiche auf dem Thron gefunden. Er wurde ermordet!«

Wing und Henderson waren plötzlich von zweitrangiger Bedeutung. Das Tribunal verließ hastig den Raum, während zwei Wachen die Erdmänner in den Käfig zurückschafften und sie wieder verschnürten. In wenigen Augenblicken war der Raum wieder leer.

»Das wird uns leider überhaupt nicht helfen, Farrel«, murmelte Wing düster. »Ich weiß nicht, wer den König umgebracht hat, aber ich weiß, wer dafür bezahlen wird – wir!«

»Sei still!« knurrte Henderson. »Wir sollten lieber zusehen, daß wir hier herauskommen. Der Affe, der mich gebunden hat, war in Eile. Er hat nicht bemerkt, daß ich die Arme ein bißchen abwinkelte. Der Strick sitzt deshalb locker. Wenn ich etwas Langes, Dünnes finden könnte, würde ich den Knoten vermutlich aufbekommen.«

Wing rollte sich mühsam neben ihn. »In meiner Tasche ist ein Schreibstift. Nutzt dir der was?«

»Möglich«, brummte Henderson und plagte sich, ihn herauszu- ziehen. Mit den Zähnen steckte er ihn in den Knoten. Kurz darauf hatte er sich und seinen Kameraden befreit.

»Verschwinden wir!« brummte Wing, während sie beide ihre schmerzenden Glieder massierten. »Wenn wir unsere Perzeptoren hin und wieder ganz kurz einschalten, können wir vielleicht aus den Gedanken feststellen, ob man nach uns sucht.«

Sie gingen auf Zehenspitzen zur Tür und »lauschten« intensiv. Offenbar waren keine Wachen abgestellt worden. Also schlichen sie hinaus und rannten in den Sichtschutz des Dschungels. Sie schalteten die Perzeptoren immer nur Bruchteile von Sekunden ein, denn für ihre Zwecke hatten diese Geräte den Fehler, daß sie Gedanken genauso gut sendeten, wie sie sie aufnahmen.

Der eintönig grüne venusische Dschungel mit seinen riesigen Giftpilzen und den farnähnlichen Bäumen und Stauden war gefährliches Terrain. Die beiden mußten bei jedem Schritt aufpassen, daß sie nicht in verdeckte Sumpflöcher gerieten.

Nach einem längeren, vorsichtigen Marsch schob Wing einen dichten Rankenvorhang zur Seite und spähte hinaus. »Heh!« wisperte er. »Schau!«

Vor ihnen schimmerte etwas Metallisches durch die Bäume. Es war ein achteckiges Gebäude, etwa zehn Meter im Durchmesser und genauso hoch, das sich von den Häusern der Stadt dahinter so sehr unterschied wie die Glasfassade eines Bürohauses von Fischerkatzen. Und offenbar war es rostfrei, denn es glänzte spiegelnd trotz seines zweifellos ungeheuren Alters. Soweit die beiden sehen konnten, hatte es keine Fenster.

»Das ist nichts für uns, Chet!« flüsterte Henderson. »Darin wimmelt es vermutlich von Venusiern. Verschwinden wir!«

Wing nickte und drehte sich um. Aber er kam nicht weit. Im Buschwerk ganz in der Nähe bemerkte er eine Bewegung. Er zupfte an Hendersons Ärmel und deutete stumm. Henderson schaute, doch er sah nichts weiter als die niedrigen staudenähnlichen Farne, riesige Pilze, dichte Ranken und Sumpflöcher. Jetzt erst sah er es! Erschrocken griff er nach Wings Schulter. »Es ist eine *Schlange*!« wisperte er heiser.

Wing nickte, schweigend deutete er auf das Oktagon. Mit einer venusischen »Schlange«, die mehr eine ungeheuer flinke Echse mit absolut tödlichem Gift war, war nicht zu spaßen. Ihre einzige Hoffnung, sich zu retten, war, sich gar nicht erst von ihr entdecken zu lassen.

Das Reptil war offenbar nicht sonderlich hungrig, aber selbst vollgefressen lehnte eine venusische Schlange einen weiteren Bissen nie ab, nur hatte sie sie noch nicht erspäht.

Aber es konnte nicht mehr lange dauern. Als sie noch etwa fünfzehn Meter vom Oktagon entfernt waren, entdeckte die Schlange sie. Mit unvorstellbarer Geschwindigkeit glitt sie auf sie

zu. Ihr großer, kegelförmiger Schädel schaukelte von Seite zu Seite, die gefährlichen Kiefer öffneten und schlossen sich klickend, und die rudimentären Klauengliedmaßen schnellten durch die Luft.

Als die beiden Männer sahen, daß sie hinter ihnen her war, sprinteten sie auf das Gebäude zu und suchten nach einem Eingang. Glücklicherweise fanden sie ihn schnell, und er war noch dazu unversperrt. Sie stürzten hinein, schlugen die Tür hinter sich zu, gerade als die Schlange sie rammte.

Die Frage war nur, ob sie klug gehandelt hatten. Das Tribunal würde sie den gräßlichsten Foltern unterziehen, ehe es sie tötete, während die Schlange ihnen innerhalb Sekunden ein Ende bereiten würde.

Sie befanden sich im Augenblick in einem mit mehreren Fackeln beleuchteten, nicht zu großen Raum, in dem nicht das kleinste Körnchen Staub zu bemerken war, und er war völlig leer, bot also keinen Unterschlupf.

Wing schlich zur einzigen sichtbaren Tür. Henderson folgte genauso leise. Sie kamen in einen riesigen Raum von der Vorderseite aus. Unmittelbar vor ihnen, auf einer Plattform, lag auf einer Art Katafalk eine reglose, verhüllte Gestalt. Der aufgebahrte König, dachte Wing, doch er beschäftigte sich nicht weiter mit dem Gedanken, denn außer ihnen befand sich etwa ein halbes Hundert trauernder Venusier hier.

Ihre sofortige Entdeckung führte zu ungeheurer Aufregung, und ein ohrenbetäubendes Stimmengewirr erschallte.

Wings Gedanken überschlugen sich. Er faßte einen schnellen Plan. Noch ehe die Venusier sich von ihrem Schock erholt hatten, trat er an die Seite des Katafalks und brüllte Henderson zu:

»Schalte deinen Perzeptor ein! Warne sie! Wenn sie auch nur einen Schritt näher kommen, dreh' ich den komischen Tisch um und kippe Seine Unsterbliche Majestät auf den Boden!«

Henderson tat sofort, wie ihm geheißen. Bestürzung breitete sich unter den Venusiern aus, als diese ketzerischen Gedanken

in ihren Köpfen dröhnten und sie erstarren ließen. Die Person des Königs war unantastbar! Nie in seinem Leben hatte er je auch nur mit den Füßen den Boden berührt. Stets war er in einer Sänfte von Ort zu Ort getragen worden. Er hatte nur auf speziellen, geweihten Thronen sitzen oder auf besonderen Plattformen stehen dürfen. Daß seine Leiche derart geschändet werden könnte, erschreckte sie über alle Maßen.

Einer der Venusier, der Vorsitzende des Tribunals, trat einen Schritt vor. »Was wollt ihr von uns?« fragten seine Gedanken.

Henderson antwortete für sie beide. »Eine Garantie, daß wir ungehindert zu unserem Schiff zurückkehren und starten dürfen, sobald die Reparatur beendet ist.«

»Das ist unmöglich!« dachte der Venusier entschieden. »Ihr habt Ch'mack getötet. Wir können nicht dulden, daß seine Mörder am Leben bleiben.«

Henderson fluchte und schaute Wing verzweifelt an.

»Wir haben Ch'mack nicht umgebracht!« dachte Wing hart. »Wie wurde er denn getötet?«

»Wie ihr sehr wohl wißt, durch einen Messerstich!«

»Wir waren im Käfig, als es geschehen sein mußte. Wie hätten wir ihn da töten können?«

Der Venusier lachte höhnisch. »Dummköpfe!« dachte er schrill. »Glaubt ihr, ihr könnt uns so einfach täuschen? Ch'mack wurde ermordet, während ihr angeblich gelähmt wart. Aber bei euch hat das Gift weniger lange als üblich gewirkt. Ihr habt euch von euren Banden befreit – leugnet es nicht! Wir wissen, daß ihr es tun konntet, denn ihr habt es ja auch ein zweites Mal fertiggebracht! Dann habt ihr ihn getötet und seid in den Käfig zurückgekehrt, weil ihr dachtet, ihr hättet eine bessere Fluchtchance in der Aufregung, die nach der Entdeckung der Leiche vorherzusehen war.«

Wing fluchte. »Was kann man mit solchen Leuten machen?« murmelte er zu sich selbst.

»Es ist besser, ihr laßt uns gehen«, dachte Henderson. »Wir schwören jeden Eid, den ihr von uns verlangt, daß wir nichts mit Ch'macks Tod zu tun hatten. Ihr könnt uns nichts anhaben, denn bei der geringsten verdächtigen Bewegung stoßen wir die Leiche auf den Boden. Haltet ihr es nicht für besser, wenn seine Mörder – falls wir es wären – frei ausgehen, als daß Ch'macks Seele die Aufnahme im Königshimmel verweigert wird, weil sein Körper ungeweihten Boden berührt hat?«

»Ihr seid trotzdem Dummköpfe, Erdmänner«, dachte der Venusier schwer. »Ihr könnt nicht ewig auf eurer Hut sein. Früher oder später werden euch die Augen zufallen, und wenn nicht, verhungert ihr innerhalb weniger Wochen, oder ihr verdurstet. Wir können es uns leisten, zu warten... Erdmänner, wir machen euch einen Vorschlag. Entfernt euch von Ch'macks heiliger Leiche, dann werden wir euch auf der Stelle töten, denn sterben müßt ihr. Nehmt ihr unseren Vorschlag nicht an, werdet ihr ebenfalls sterben – aber langsam und qualvoll.«

Wings Magen verkrampfte sich. Was der Venusier sagte, stimmte leider nur allzu gut.

»Chet!« Hendersons drängender Ruf erweckte einen neuen Hoffnungsfunken. »Was ist?« fragte er, und als er aufschaute, sah er, daß Henderson den Perzeptor abnahm, den er bereits ausgeschaltet hatte.

»Ich habe eine Idee. Während sie durcheinanderreden – einen Moment«, unterbrach er sich scharf. »Vergiß es. Ich – hm – ich glaube, ich gehe hinunter und mische mich unter sie, vielleicht gelingt es mir, eine Waffe an mich zu reißen, dann können wir verschwinden. Du bleibst bei der Leiche und wirfst sie vom Katafalk, wenn etwas passiert.«

Deshalb hatte Henderson den Perzeptor abgenommen, dachte Wing. Die Venusier sollten nicht wissen, was er vorhatte. Der Kamerad stieg bereits die Plattform hinunter und auf sie zu, als Wing sein »Okay« gab und seine Stimme dabei ziemlich hoffnungsvoll klang. Er machte sich bereit, die Venusier zu

warnen, sich vom Fleck zu rühren, als ihm bewußt wurde, daß er das bereits getan hatte, weil er daran dachte, und...

Sein Magen verkrampfte sich wieder. Oh, welch ein Narr Henderson doch war! dachte er verzweifelt. Er hatte ihm seinen Plan mitgeteilt, und dadurch hatten ihn auch die Venusier erfahren, weil ja sein Perzeptor eingeschaltet war. Er fluchte.

Aber was machte Henderson denn da? Er schaute auf einen der Venusier, den Tribunalvorsitzenden. »Chet!« rief er. »Sag dem Burschen, er soll aufhören, davonzulaufen. Ich werde ihm nichts tun. Ich will lediglich mit ihm sprechen. Sag ihm, er soll mir gestatten, ihm den Perzeptor aufzusetzen. *Und stell keine Fragen!*«

Verwirrt gehochte Wing.

»Ihr seid Dummköpfe!« höhnte der Tribunalvorsitzende. »Der da glaubt, er könnte mich überwältigen, mir die Waffe abnehmen. Aber schau!« Er schnallte seinen Waffengürtel ab und gab ihn einem Nachbarn. Voll Hohn fuhr er fort: »Sag ihm, er kann mir das Ding jetzt auf den Kopf stülpen!«

Wing übermittelte es laut seinem Kameraden. Henderson setzte dem Venusier vorsichtig den Drahhelm auf und schaltete den Perzeptor ein. Dann brüllte er Wing drängend zu: »Chet, *wiederhol sofort, was ich sage!*«

Blitzschnell entriß er dem Venusier den Beutel, griff hinein und hielt – einen riesengroßen roten Stein hoch.

»Sag ihnen, der hier ist der Mörder ihres Königs!« rief er. »Schnell, sag es ihnen!«

Aber das war nicht nötig. Denn der Venusier, der den Perzeptor trug, war durch den Überraschungsangriff verwirrt, und in diesem Augenblick empfingen alle in dem großen Raum den Gedanken wie einen Schlag:

»*Natürlich habe ich ihn getötet. Aber IHR werdet dafür sterben!*«

Da täuschte er sich natürlich, und er erkannte seinen Fehler auch sofort, als er sah, wie seine Rassegenossen ringsum ihn anstarrten. Er riß sich den Helm von der Stirn, warf ihn Henderson ins Gesicht und sprang zur Tür.

Henderson sackte bewußtlos auf den Boden. Bis die anderen sich gefaßt hatten und ihm mit den Waffen in den Händen folgten, war der Mörder schon durch den Ausgang.

Wing rannte zu seinem Kameraden. Henderson war nicht ernsthaft verletzt. Er hatte lediglich eine Schnittwunde an der Stirn davongetragen, die allerdings stark blutete, und die Besinnung verloren. Während Wing versuchte, Henderson ins Bewußtsein zurückzubringen, hörte er Stimmengewirr von draußen und Schüsse. Gleich darauf kehrten die Venusier mit ernstesten Gesichtern zurück.

»Erdmann«, dachte einer. »Ihr seid frei. Bitte verlaßt uns, sobald ihr könnt. Ihr habt uns genug Leid gebracht.«

Etwas Besseres hätte Wing gar nicht hören können. »Habt ihr ihn erschossen?« fragte er.

Der Venusier erwiderte schwer: »Wir haben nicht auf ihn geschossen. Wir töteten eine Schlange. Sie hatte vor der Tür gelauert. Sie hat ihn getötet. Geht jetzt!« Er drehte sich um.

Henderson hatte viel Blut verloren und war ziemlich schwach. Trotzdem half er Wing, die reparierte Düse einzusetzen. Und jetzt waren sie startklar.

Donnernd zerriß das Schiff die Luft und verließ die Atmosphäre um größere Geschwindigkeit aufnehmen und die nächste Erdkolonie ansteuern zu können. Nachdem er die Robotsteuerung eingeschaltet hatte, wandte Wing sich an Henderson. Bisher war er nicht dazu gekommen, sich eingehend mit ihm zu unterhalten, aber jetzt durfte er endlich seiner Neugier freien Lauf lassen.

»Heraus damit«, sagte er. »Wie bist du auf die Idee gekommen?«

Henderson lächelte triumphierend. »Ich wußte, daß wir Ch'mack nicht umgebracht hatten, also war es einer der Venusier gewesen. Welcher, mußte ich herausfinden. Es gab einen Verdächtigen, wenn man der Logik folgte und ein Motiv suchte. Jemand würde nach Ch'macks Tod König werden. Vielleicht hatte er es nicht abwarten können? Während du zu ihnen sprachst, versuchte ich, ihre Gedanken zu lesen. Mit den meisten konnte ich nichts anfangen, aber einer machte sich verdächtig, weil er sich darauf konzentrierte, *nicht* an Mord zu denken. Und es sah ganz so aus, als würde er quasi den Thron erben. Also ging ich das Risiko ein. Und es funktionierte!«

»Gott sei Dank! Du hast es großartig gemacht. Ohne deinen Einfall wären wir noch ganz schön in der Klemme.« Wing seufzte erleichtert, dann lehnte er sich zufrieden in seinem Sitz zurück, während das Schiff dahinbrauste. Doch plötzlich zuckte er hoch. »Aber wenn du doch seine Gedanken gar nicht wirklich hast lesen können, woher wußtest du dann, daß er das Auge hatte?« fragte er.

»Oh, das«, antwortete Henderson stolz. »Er hatte es ja gar nicht, weil ich es hatte. Ich habe es an Ch'macks Leiche gefunden und es dem Burschen nur der Wirkung wegen untergejubelt. Es war mir klar, daß bloß ein ziemlicher Schock ihn dazu bringen würde, ›laut‹ über den Mord zu denken, also mußte ich für diesen Schock sorgen. Und das«, fügte er hastig hinzu, um seinen Trumpf zu nutzen, »ist nur meinen ›Taschenspielertricks‹ zu verdanken, die du so verdammst. Ich hoffe, du wirst in Zukunft nicht so abfällig darüber denken.«

»Ich werde sie zu würdigen wissen!« versprach ihm Wing strahlend. »Sobald wir gelandet sind, spiele ich wieder Karten mit dir.«

»Um Geld?« erkundigte sich Henderson.

»Na ja...« Wing zögerte, dann erklärte er sich grinsend sogar damit einverstanden. »Also gut, für Geld. Ich glaube, das schulde ich dir.« Zufrieden widmete er sich wieder seinen

Gedanken. Nach einer Weile sagte er: »Schade, daß ich das Auge nicht genauer sehen konnte. Das hätte ich gern.«

»Oh, wirklich?« Henderson feixte über das ganze Gesicht.

»Sag bloß... Hast du es vielleicht...?«

»Und ob ich es behalten habe!« Henderson holte das »Auge« aus einer Tasche und warf es seinem Kameraden zu. »Da – fang!«

Als diese Story herauskam, war ich bereits seit einem Jahr Redakteur und seit einer Weile verheiratet. Meine Frau Doe schrieb, malte und beschäftigte sich mit Musik, und sie verschaffte sich mit Leichtigkeit Respekt unter den Futurianern. Dazu hatte sie auch eine Menge Freundinnen – was sich ungemein in unserer SF-Gruppe auswirkte, die sich bisher hauptsächlich aus Fans männlichen Geschlechts zusammengesetzt hatte. Und nicht allzu viel später heirateten auch Dirk Wylie und Don Wollheim Freundinnen von Doe.³

Durch den Einfluß der Frauen dachten wir allmählich daran, eine echte Karriere zu machen und wirklich Geld zu verdienen.

Einige von uns beschlossen, ein Haus zu mieten, das als eine Art primitive Kommune dienen sollte. Doe und ich waren vorgesehen, die »Hauseltern« zu spielen, die Mitbewohner würden Dick Wilson, Don Wollheim und Joseph Harold Dockweiler sein. Als es soweit war, zogen jedoch Doe und ich nicht mit. Die Anfangsbuchstaben der drei anderen, die es taten, waren D W, D W und JHD. Als SF-Autoren hatten sie ein besonder es Empfinden für Systeme. JHD paßte nicht. Also nannte Joseph Haiold Dockweilersich von diesem Augenblick an Dirk Wylie. Die Hausepisode dauerte zwei Monate. Die, die sie überstanden, flohen sie in ein Apartment an der Bedford Avenue in Brooklyn,

³ Don ist noch jetzt mit Elise verheiratet. Sie leiten gemeinsam den Verlag DAW-Books.

das sie den Elfenbeinturm nannten. Inzwischen war auch der fünfzehnjährige Cyril Kornbluth aufgetaucht, genau wie Robert W. Lowndes. Einige von uns wohnten dort, andere kamen nur auf Besuch, aber jedenfalls wurde der Elfenbeinturm der Mittelpunkt für uns. Dort diskutierten und unterhielten wir uns, feierten Parties, legten unsere Fan-Mags zusammen und heckten Strategien gegen andere SF-Fangruppen aus. Im Elfenbeinturm begannen wir auch mit echter Zusammenarbeit. Ich war der Absatzmarkt für einen großen Teil der geistigen Produkte. Ein wenig später übernahmen Wollheim und Lowndes eigene Magazine, und von da an rauchten die Schreibmaschinen. Es war nicht alles sehr gute SF – manches war einfach grauenvoll –, aber es war immer noch besser als das, was man zu der Zeit zu kaufen bekam.

Doch es war nicht das Beste, was wir leisten konnten. Ich glaube, dessen wurden wir uns alle zu etwa derselben Zeit bewußt. Ich erkannte aufgrund der Fanpost, die ich für mein Magazin bekam, daß es nicht genügte, nur Autor zu sein. Selbst Autor zu sein, dessen Stories veröffentlicht wurden, genügte nicht. Was ich wirklich sein wollte, war Autor, dessen Sachen nicht nur veröffentlicht wurden, sondern einer, über den die Leser auch begeisterte Briefe an die Herausgeber schrieben.

Also faßte ich den guten Vorsatz, bessere Stories zu schreiben, es mußten ja nicht unbedingt Meisterwerke werden. Weiß der Himmel, ich war damals als Autor weder reif noch routiniert genug, um Großes zu schaffen. Aber jedenfalls war ich fähig, besser zu schreiben als bisher, etwas zu verfassen, das nicht Dutzendware war.

Die Geschichte, die meinem guten Vorsatz entsprang, war: *ES IST EINE JUNGE WELT!* Sie erschien unter meinem Pseudonym James MacCreigh in der April-Ausgabe 1941 von *ASTOUNDING STORIES*.

ES IST EINE JUNGE WELT

1. IM HAUS DES FEINDES

Ich glaube, im ganzen Universum gab es keine, die besser schossen als mein Stamm, aber durch mich fiel der Durchschnitt. Obgleich ich mein Leben lang Jäger war, schoß ich nicht gern. Selbst die Kinder des Stammes waren besser als ich, wenn es darum ging, ein bewegliches Ziel mit einem leichten Bogen zu treffen. Und so durfte ich auch nie an den Überfällen auf die Feindsiedlungen teilnehmen.

Jagen war schon in Ordnung, denn dabei half mir meine angeborene Begabung, mich unauffällig und still zu verhalten. Ich konnte regloser als die Steine sein, auf denen ich kauerte. Wenn die Tiere des Waldes nahe kamen, brauchte ich kein guter Schütze zu sein, um meinen Teil der räuberischen Schädlinge zu töten.

Nicht daß die Tiere, die man bei uns sah, wirklich gefährlich gewesen wären, aber es gab eine Art von Echsen, die wir fürchten gelernt hatten. Diese Tiere waren groß und kräftig und bewegten sich fast lautlos. Aber das war nicht das Schlimmste. Da sie Echsen und den Fischen verwandter waren als uns, fraßen sie doch tatsächlich das Fleisch der Tiere und Menschen, die sie töteten! Konnten sie keine Lebewesen erbeuten, ernährten sie sich von Laub und Gras oder Blumen und Früchten. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, denn sie mußten fressen, um zu leben. Sie waren offenbar noch auf einer zu tiefen Entwicklungsstufe, um wie alle warmblütigen Geschöpfe von klarem Wasser und frischer Luft existieren zu können, die für alle da sind.

Aufgrund dieser abstoßenden Freßgewohnheit machte es mir Freude, diese Echsen zu töten, wann immer ich konnte, und es ging mir wie den anderen, wenn sie stolzgeschwellt von ihren Überfällen zurückkamen und erzählten, wieviel Spaß ihnen das Töten der Feinde gemacht hatte.

Viermal im Jahr schickte man mich aus, eine Echse zu töten – wir nannten sie Fresser –, und jedesmal blieb ich aus, bis ich

eine erlegt hatte. Selbst wenn es mich manchmal Tage oder gar Wochen kostete, eine aufzuspüren und zu töten, wagte ich es nie, ohne zumindest eine Echsenhaut über den Schultern zurückzukehren. Diese Tiere wurden zwar immer seltener, aber es gelang mir stets, schließlich doch eines aufzustöbern – das heißt, immer außer einem Mal.

Denn es kam der Tag, da ich mich überall nach ihnen umschauen konnte und doch keine fand. Hundert Meilen und mehr streifte ich kreuz und quer durch das Land, einen ganzen Monat lang, und das ohne jeglichen Erfolg. Auf unserem Gebiet des Planeten waren die Echsen offenbar völlig ausgerottet.

Als ich erschöpft ins Dorf meines Stammes zurückstolperte, sah ich gleich, daß sich irgend etwas tat. Ich wollte keine Aufmerksamkeit auf mich lenken, da ich ja kein Glück mit meiner Jagd gehabt hatte, also blieb ich ein wenig außerhalb des Dorfes im Schutz der Bäume stehen und machte eine Weile den Beobachter. Die Krieger stapften wichtigtuerisch umher und ließen sich von beflissenen Frauen und Jägern helfen. Jeder der Krieger führte einen zwölf Fuß langen Kampfbogen mit sich.

Offenbar beabsichtigten sie einen neuen Überfall. Klein Clory, meine Lieblingsfreundin, erspähte mich vor all den anderen. Mit einem Finger an den Lippen kam sie auf mich zugerannt. »Laß dich lieber nicht sehen, Keefe«, warnte sie mich. »Sie machen sich auf den Weg, um die Rot-Braunen zu schlagen, da ist es besser, du kommst ihnen nicht in die Quere.«

Ich hob sie auf und setzte sie auf meine Schulter. Sie war klein, selbst für ihre sieben Jahre, aber ihr langes blondes Haar hüllte mein ganzes Gesicht ein. Ich blies es zur Seite. »Wann beginnen die Riten, Clory?«

»Jetzt gleich. Schau – sie zünden schon die Feuer an.«

Die Krieger saßen auf der dreireihigen Tribüne der Männer, währen die Jugendlichen und Frauen eine etwas wacklige kleine Hütte aus dürrer Holz errichteten. Ich hätte ihnen dabei helfen müssen, aber da ich kein Krieger war, wurde ich nicht wirklich gebraucht, sie schafften es leicht auch ohne mich, so zog ich es

vor, mich soweit wie möglich aus allem herauszuhalten, was mit Überfällen zu tun hatte.

Der gesamte Stamm hatte sich jetzt auf der Lichtung am Rand des Dorfes versammelt. Das Haus der Feinde – das war die wacklige Hütte, die verbrannt werden würde – war fast fertiggestellt. Die vier geflochtenen Stricke, die als Zündschnüre dienen würden, waren bereits ausgelegt, und die Musiker probierten mit einem unheiligen Krach ihre Instrumente aus.

Corlos, Führer und Krieger und Häuptling des Stammes der Blauen, trat in die Mitte des freien Kreises. Er hob seinen Bogen und legte einen zehn Fuß langen Pfeil mit ausgehöhlter Spitze an die Sehne. Er zielte auf die winzige rote Sonnenscheibe, die am Horizont unterging. Der Pfeil schoß in einem flachen Bogen durch die Luft – aufgrund der ausgehöhlten Spitze schrie er regelrecht.

Das war das Signal. Die Musiker strengten sich an. Es war ein schrecklicher Lärm, aber doch fast schön, wie ich zugeben mußte. Dieser Eindruck entstand vielleicht deshalb, weil wir diese zeremonielle Musik nur kurz vor einem Überfall, nicht öfter als einmal im Jahr, hörten.

Im Rhythmus der heftigen Musik trug eine Gruppe junger Mädchen eine Sänfte in den Kreis. Darin befand sich ein Tier – manchmal auch ein Mensch –, das lebenden Leibes verbrannt werden würde und den Feind, gegen den unsere Krieger bald marschieren würden, darstellen sollte.

Corlos schritt zur Sänfte und hob befehlend die Arme. Die Musik verstummte. Mit tiefer, klangvoller Stimme deklamierte er: »Wer ist unser Feind?«

Einstimmig antworteten die Krieger von den Bankreihen: »Er, der nicht dem Stamm dient, ist unser Feind – er muß sterben! Das, was einen unseres Stammes tötet, ist unser Feind – es muß sterben! Er, der den Namen unseres Stammes in den Schmutz zieht, ist unser Feind – er muß sterben!« Ich murmelte die vertrauten Worte der Drei Bösen Taten mit den Kriegern. Ich kannte sie auswendig. Corlos fuhr mit dem Ritual fort.

»Wie stirbt unser Feind?« rief er.

»Durch die Flammen unseres Feuers!« donnerte die vielstimmige Antwort.

»Wo suchen wir unseren Feind?«

»In den Wäldern; in unserem Stamm; auf den Bergen und Ebenen; wohin immer er auch fliehen mag, werden wir ihn finden.«

Corlos wurde von Augenblick zu Augenblick fanatischer. Er winkte den Musikern zu. Während eine Trommel jede Silbe betonte, schrie er: »Seht unseren Feind!« Er riß die Tür der Sänfte auf. Vier Krieger rannten herbei und zerrten den Feind heraus.

Ich riß die Augen auf, dann taumelte ich zurück und klammerte mich haltsuchend an eine Ranke. Der Feind war diesmal ein Mensch! Es war ein junger Bursche, der vor Angst leicht zitterte. Es war Lurlan, mein Blutsbruder!

Lurlan! Von Clory abgesehen, würde ich lieber jeden anderen des Stammes, einschließlich meiner, in den Flammen sehen. Clory krallte sich in meinen Arm, und ein leises Wimmern entfloß ihren Lippen. Offenbar kam es auch für sie unerwartet.

Ich unterdrückte den Gedanken, daß mein Stand selbst nicht allzu sicher war, während ich verzweifelt überlegte, wie ich Lurlan vor den Flammen retten konnte. Aber zum Nachdenken reichte die Zeit nicht. Gleich würde das Feuer entzündet werden und Lurlans Körper schon bald in seiner Glut rösten.

Wenn er sterben mußte, würde er sterben. Unmöglich konnte ich hoffen, sein Leben zu retten. Aber war es notwendig, daß er die grauenvollen Qualen des Flammentods erlitt?

Nein, entschied ich mich aufgewühlt – und stellte fest, daß meine Körperreflexe zum selben Entschluß gekommen waren, denn ich hielt bereits den Bogen in der Hand, und ein Pfeil lag an der Sehne. Hastig zielte ich und schoß. Der Pfeil traf meinen Blutsbruder genau in die Kehle.

Allgemeine Bestürzung! Der ganze Stamm war in Aufruhr. Corlos wirbelte herum und spähte direkt auf mich. Ich hätte ihn genauso leicht töten können wie Lurlan, und das muß ihm auch bewußt gewesen sein.

Aber er war so mutig, wie alle ihn rühmten, und blieb stehen, wenn auch mit fahlem Gesicht.

»Keefe!« brüllte er. Dann wirbelte er erneut herum und wandte sich an die Krieger. »Dieser Mann hat den Feind getötet!« heulte er. »Er hat den Stamm geschmäht – er ist unser Feind. Laßt uns *ihn* verbrennen!«

Und sie hatten auch durchaus die Absicht, es zu tun. Die Krieger brüllten vor Wut. Zwar waren sie nicht übermäßig von Corlos eingenommen, aber sie respektierten den heiligen Brauch des Feindverbrennens. Und ich hatte ihn gebrochen! Also war ich der Feind.

Ich griff nach Clory und wich so unauffällig wie möglich zurück. Meinen Bogen hielt ich immer noch in der Hand. Ich holte einen weiteren Pfeil aus dem Köcher und legte ihn an. Sie sollten sehen, daß ich mich nicht kampflös verbrennen ließ.

Das Unterholz war ziemlich dicht hier. Wir verschwanden darin. Nach etwa zwanzig Fuß hängte ich mir den Bogen wieder über und rannte mit Clory, was wir konnten.

»Wohin wollen wir, Keefe?« fragte die Kleine. Sie benahm sich sehr tapfer. Ich brauchte ihr nicht zu sagen, daß wir uns in ernsthaften Schwierigkeiten befanden. Wenn ihr Vater nicht tot gewesen wäre – er war während eines Überfalls ums Leben gekommen, als er ihre Mutter zu beschützen versuchte –, hätte sie sich vielleicht dagegen gewehrt, daß ich sie mitnahm. Doch der einzige bei den Blauen, der ihr wirklich nahestand, war ich.

Ich hörte sie in der Lichtung nach meinem Blut heulen. Und dann erschallte Corlos' laute Stimme über die der anderen. Ich verstand nicht, was er sagte, aber es beruhigte sie offenbar. Wenn sie die Rot-Braunen diese Nacht noch überfallen wollten, mußten sie bald aufbrechen und hatten keine Zeit mehr, uns

gefangenzunehmen – bis sie zurückkehrten. Das gab uns eine Chance.

Wir standen eine Weile mucksmäuschenstill und lauschten auf Geräusche möglicher Verfolger, doch es gab keine. Wir hörten lediglich die fernen Schreie, als sie das Haus des Feindes verbrannten. Ich fragte mich, wen sie statt meiner verbrannt hatten. Lurlans Leiche vermutlich. Allmählich wurde es ruhiger, bis wir schließlich keinen Laut mehr vernahmen.

2. DER SEGLER

Ich erwachte abrupt und griff nach meinem Bogen. Etwas hatte mich geweckt – Stimmen!

Wir hatten Stunden geschlafen, viel länger als beabsichtigt. Das wurde mir klar, als ich nach Clory schaute, denn es war bereits hell genug, sie zu sehen. Der Morgen konnte nicht mehr sehr fern sein.

Ich erhob mich vorsichtig, ohne sie zu wecken, und sah nach, woher die Stimmen kamen. Keine zwanzig Fuß entfernt bog gerade ein Trupp Krieger auf den Pfad.

Verfolgten sie uns? Nein, es waren Piloten, Männer, die in der Sicherheit ihrer Segler über die zu überfallenden Dörfer flogen, auf den Feind schossen, brennende Fackeln auf ihn hinunterwarfen und so für Chaos sorgten. Sie waren auf dem Weg zum Hügel, wo unsere Segler stets einsatzbereit gehalten wurden.

Ich konnte mit einem Segler umgehen, das war eines der Dinge, für die ich in Lurlans Schuld stand. Wenn wir eines dieser Luftboote stehen könnten...

Die Piloten waren bereits außer Hörweite. Schnell weckte ich Clory und erklärte ihr, was ich gesehen und was ich vorhatte. Sie war die wundervollste aller Siebenjährigen, sie verstand mich sofort und folgte mir vorsichtig durch das Unterholz zu der Lichtung, wo sich die Katapulte der Segler befanden.

Als wir näher kamen, hörten wir das stumpfe *Twäng*, als ein Katapult den ersten Segler in die Luft schickte. Wir versteckten uns unter einem Baum, als das Luftboot direkt über uns ein Stück des Hanges herunterflog, um Geschwindigkeit aufzunehmen. Glücklicherweise für uns mußten die Piloten anfangs eine ziemliche Strecke zurücklegen, ehe sie die nötige Höhe erreichten. Sie konnten deshalb nicht aufeinander warten und in größeren Gruppen das Feinddorf anfliegen. Wäre es ihnen möglich gewesen, hätte es keine Chance für uns gegeben, denn wir wären sofort entdeckt und abgeschossen worden.

Nie schlich ich mich an einen Fresser so lautlos an, wie ich jetzt Clory kriechend zu den Katapulten führte. Der Himmel färbte sich bereits blau, und Tau bedeckte den Boden. Wieder ertönte das *Twäng*. Der zweite Segler brach auf. Zwei Segler mit je zwei Mann waren in der Luft. Wenn ich richtig gezählt hatte, waren drei Segler und acht Mann übrig.

Ein dritter Segler war gestartet, ehe ich die richtige Stelle erreichte. Ich hatte mich verzählt, es waren jetzt nur noch fünf Mann in der Lichtung. Um so besser, das bedeutete einen Mann weniger, um den ich mich kümmern mußte.

Es kam mir wie Stunden vor, bis der vierte Segler aufgebrochen war, und noch länger, ehe die drei übrigen Männer das Katapult wieder auf gewunden hatten. Aber endlich war es soweit.

Sagte ich, ich sei ein schlechter Schütze? Es lag wohl nur daran, daß es mir widerstrebte, Menschen zu töten. Doch der Gedanke, was Clory und mir zustoßen würde, wenn meine Pfeile ihr Ziel verfehlten, half mir. Jeder der drei Pfeile, die ich so schnell hintereinander abschoß, wie es nur ging, traf. Clory und ich rannten zum letzten Segler. Wir schnallten uns an, und ich klinkte das Kabel aus. Das Katapult schleuderte uns mit schwindelerregendem Schub und dem lautesten Geräusch, das ich je hörte, weit hinaus und hinauf. Wir waren frei!

Clory war nie zuvor in der Luft gewesen – das waren die wenigsten Frauen oder Mädchen. Ihre Begeisterung war

grenzenlos, als wir dahinsegelten. Auch ich fühlte mich wundervoll. Es war ein herrlicher Morgen. Ich steuerte auf eine Felsformation zu, die gerade groß genug war, um uns mit dem nötigen Aufwind zu versorgen. Ich drehte den Segler in einer großen Spirale, als wir aufstiegen und schließlich in gerader Linie auf die Berge im Norden zuflogen.

Der Flug verlief glatt. Fast automatisch nutzte ich jeden Aufwind unter den Wolken. Wir flogen nicht wirklich schnell – ich hatte schon größere Geschwindigkeit geschafft –, aber wir kamen stetig voran über Wälder, Sümpfe und Flüsse. Nur eines machte mir zu schaffen: Ich war müde. Der kurze Schlaf hatte mir nach all den Anstrengungen der vergeblichen Echsenjagd nicht genügt. Aber ich durfte keinesfalls einschlafen, solange wir in der Luft waren. Und wenn wir landeten, würde uns nichts anderes übrigbleiben, als am Boden zu verweilen, denn wir hatten kein Katapult, uns wieder hochzuschleudern.

Meine Schläfrigkeit wuchs mit den vorüberhuschenden Meilen. Ich hatte kein bestimmtes Ziel. Ich steuerte nach dem Schatten vor mir, den die Morgensonne hinter uns warf. Obgleich ich mich bemühte, wach zu bleiben, nickte ich immer wieder flüchtig ein, und jedesmal war ich näher daran, fest einzuschlafen und so die Kontrolle über den Segler zu verlieren. Wenn wir nur kurz landen könnten!

Plötzlich wurde mir bewußt, daß Clory mir auf den Rücken klopfte. »Keefe!« schrie sie. »Schau!«

Ich schüttelte meinen Schlaf ab und drehte mich lächelnd zu ihr um. aber mein Lächeln erstarb schnell, als ich sah, worauf sie mich aufmerksam machte.

Es war ein anderer Segler, der geradewegs auf uns zukam.

In meiner Bestürzung verlor ich fast den Kopf. Es mußte eines unserer Luftboote sein. Es war noch eine Meile oder auch mehr zwischen uns und der Sonne und viel höher als wir, und es kam mit unvorstellbarer Geschwindigkeit auf uns zu, mit viel größerer, als ich je einen Segler hatte fliegen sehen.

Ich hatte nur eine Chance – zu fliehen! Wild fluchend tauchte ich, bis wir fast die Baumwipfel streiften, und das so schnell der Segler es schaffte.

Aber das war lange nicht schnell genug. Der andere kam uns rasch nahe, als wir die reglosen Bäume voraus passierten.

Ich wunderte mich flüchtig, wie er die Höhe erreicht haben konnte, die ihm nun diese Geschwindigkeit verlieh, doch dann widmete ich mich ausschließlich den Kontrollen.

Clory klammerte sich von hinten an mich. Ich spürte ihr Schluchzen, als wir uns beide vorwärts lehnten, um den Luftwiderstand zu verringern.

Ein grüner Gipfel peitschte nach uns und – *krach!* Das Luftboot schaukelte. Ich schaute hinunter. Wir hatten einen Wipfel gestreift und dabei unsere Landekufen verbogen.

Aber es war der letzte der hohen Bäume gewesen. Das Land voraus fiel sanft ab. So weit man sehen konnte, verlief dieser sanfte Hang – es war das Tal eines riesigen Flußbetts. Ich tauchte ein wenig, dabei gewannen wir etwas Geschwindigkeit.

Doch unser Verfolger war schneller. Ich wagte einen Blick zurück und stellte fest, daß er bedrohlich nahe war, nahe und gewaltig. Er sah viel größer aus als unser Segler...

»Clory!« rief ich. »Kannst du einen Augenblick steuern?« Sie legte wortlos die Arme über meine Schultern und griff nach den Knüppeln. »Gutes Mädchen!« lobte ich, während ich den Bogen spannte. »Du brauchst sie nur einen Augenblick so zu halten.«

Ich drehte mich unter ihren Armen und zielte sorgfältig auf das Verfolgerschiff. Ich zog die Sehne zurück, so weit ich konnte, und ließ sie los.

Aber Clory bewegte sich ausgerechnet im falschen Moment! Die Sehne schnellte gegen ihren Arm, der Pfeil schoß weit ab von der Zielrichtung. Sie schrie vor Schmerz auf und mußte wohl unwillkürlich an den Kontrollen gezerrt haben, denn der Segler tauchte plötzlich steil in die Tiefe und trudelte wie verrückt. Ich

klammerte mich an das Nächstbeste, was sich ausgerechnet als der Kontrollknüppel herausstellte, und raubte uns so die letzte Chance, in der Luft zu bleiben. Das Schiff legte sich zur Seite und stürzte geradewegs auf einen Baumriesen – den massiven Stamm diesmal. Ehe mein Gesicht gegen das harte Holz prallte, sah ich noch, daß die kleine Clory aus dem Segler flog. Und dann schlug ich auf.

Ich weiß nicht, wie lange ich bewußtlos war. Als ich zu mir kam, lag ich blutend und mit zerschundenem Gesicht lang ausgestreckt auf einem grasüberwucherten kleinen Hügel. Ich betastete mich. Glücklicherweise schien ich keine Knochen gebrochen zu haben. Ich rief nach Clory. Wenn wir nur irgendwo Unterschlupf finden konnten! Der fremde Segler würde es nicht wagen, zu landen, um nach uns zu suchen. Wir konnten vielleicht immer noch entkommen.

Clory antwortete nicht. Ich rannte wild herum, spähte in das Unterholz und Buschwerk, schaute hinter jeden Strauch. Und dann entdeckte ich ihre kleine, weiße Gestalt reglos im Gras. Ich raste zu ihr, warf mich neben ihr auf die Knie und schüttelte sie.

Sie war bewußtlos – nicht tot. Ich setzte sie auf...

Da zog ein Schatten über uns hinweg. Es war der andere Segler. Man hatte uns erspäht. Es hatte keinen Sinn, Clory wach rütteln zu wollen, trotzdem versuchte ich es. Ich konnte nur eines tun, sie hierzulassen und zu hoffen, der Seglerpilot würde sie für tot halten. Wenn ich mich lange genug verstecken konnte, um ihm die Hoffnung zu nehmen, daß er mich aus der Luft erschießen konnte...

Der Segler kam in einem weiten Bogen zurück. Ich wartete nicht länger, sondern lief in Deckung.

Ich glaube, ich bin nie schneller gelaufen. Aber es kam mir unheimlich langsam vor, denn die Zeit schien nicht zu vergehen, wenn man darauf wartete, einen fünf Fuß langen gefiederten Pfeil in den Rücken zu bekommen.

Aber ich erreichte die Deckung, ein langgedehntes Dickicht aus blühenden Farnen, deren breite Blätter ein idealer Sichtschutz waren.

Ich kniete mich nieder und spähte zu dem Segler hoch, der immer noch herumkurvte. Die Sonne stand jetzt hoch und brannte in meine Augen, daß ich Schwierigkeiten hatte, durch die Lücken in meinem Blätterdach zu schauen. Aber ich sah doch genug, um zu erkennen, daß dieses Luftschiff ungewöhnlich war. Es war mir riesig vorgekommen, als wir vor ihm flohen, viel größer, als ich je einen Segler gesehen hatte. Und jetzt, während ich es genauer betrachten konnte, stellte ich fest, daß ich nie zuvor von dergleichen überhaupt auch nur gehört hatte. Es war also keinesfalls einer unserer Segler. Es war viel größer und ganz anders gebaut. Zwar waren die Flügel nicht viel größer als unsere, hatten jedoch einen niedrigeren Rumpf darunter, der bestimmt doppelt so lang wie der eines üblichen Seglers war. Es war aus etwas hergestellt, das in der Sonne glänzte und glitzerte. Und an jedem Flügel hatte es ein seltsames, wirbelndes Ding, wie ich ähnliches noch nie gesehen hatte und dessen Zweck ich auch nicht verstand. Es flog sehr tief, und so konnte ich das Gesicht des Piloten genau sehen. Er gehörte nicht unserem Stamm an. Außerdem trug er eine Kopfbedeckung, wie sie ebenfalls fremd bei uns war.

Ich kauerte mich etwas bequemer auf den Boden, um über das Ganze nachzudenken und...

... sprang wie von der Sehne geschnellt hoch. Ich wirbelte herum, um festzustellen, was mich gestochen hatte. Es war einer meiner eigenen Pfeile, in die ich mich fast gesetzt hätte. Und mein Bogen lag verlockend in Reichweite, gerade außerhalb des Dickichts.

Ich griff danach und untersuchte ihn. Der Sturz hatte ihm nicht geschadet. Ich legte einen Pfeil an und wartete. Der fremde Segler kam gerade in einem Bogen zurück, aber er flog zu schnell. Es würde schwierig sein, ihn zu treffen. Doch eine bessere Gelegenheit kam bestimmt nicht mehr. Ich zog den Pfeil an der Sehne so weit wie nur möglich zurück – und schoß.

Ich sah, wie das ungewöhnliche Luftschiff vom geraden Kurs abwich. Ich hatte es getroffen! Ich hörte den wütenden Schrei des Piloten, sah, wie er sich erhob und aus dem Schiff zu springen versuchte, das sich seitwärts legte und aus meiner Sicht verschwand. Ich hörte ein krachendes Splittern berstender Äste und einen weiteren Schrei.

3. DIE BEIDEN AUS DEM BOOT

Selbst nachdem Clory wieder zu sich gekommen war, blieben wir in der Nähe der Absturzstelle des sonderbaren Seglers. Irgendwie war durch seinen Fall ein Feuer ausgelöst worden. Wie, konnte ich mir nicht vorstellen. Jedenfalls stiegen weißglühende Flammen hoch in den Himmel. Clory und ich beobachteten sie eine Weile schweigend. Wir hätten uns ihnen gern genähert, aber die Hitze, die davon ausging, war unerträglich. Also setzten wir uns ans Ufer eines nahen Flusses und warteten ab.

»Was ist das, Keefe?« flüsterte Clory. Ich zuckte mit den Schultern. Ich wußte es ja selbst nicht.

Das Schiff bewegte und wand sich in der schrecklichen Hitze. Sonderbare Geräusche gingen davon aus. Sie klangen fast wie aus einer Menschenkehle, aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie von dem Piloten kamen, denn der hatte in den Flammen bestimmt längst seinen Geist aufgegeben.

Die Sonne ging unter, während wir still am Ufer saßen. Glücklicherweise war das Schiff in einer Lichtung abgestürzt, wo sich die Flammen nicht ausbreiten konnten. Das ungewöhnlich lange brennende Feuer gab seine Hitze, ohne Schaden anzurichten, in die Luft ab. Aber es konnte gefährlich sein, daß man die gut hundert Fuß hohe Flammensäule meilenweit sah.

Ich bedeutete Clory, mir zu folgen. Wir schwammen an die andere Seite des Flusses. Unter den Bäumen dort breitete ich Tannenzweige und Gras auf den Moosboden und legte meine

Jacke darauf, die ich, damit sie trocken blieb, über den Kopf gewickelt hatte. Wir würden die Nacht hier verbringen.

Alles, was ich aus dem Segler gerettet hatte, von meinem herausgefallenen Bogen und dem Köcher abgesehen, war ein kurzes Jagdmesser. Da mir nur drei Pfeile geblieben waren, beschloß ich, selbst ein paar zurechtzuschneiden.

Clory schlief ein, während ich Blätter und Rinde von ein paar geraden, dünnen Ästen schälte. Die Schäfte fertigzustellen war kein Problem, aber wie sollte ich sie federn? Und woher die richtige Stein- oder Knochenspitze nehmen?

Ich hielt im Schnitzen inne und spitzte die Ohren. Ganz deutlich hörte ich ein leises Surren.

Ohne Clory aufzuwecken, schlich ich lautlos zu einem kleinen Erdbuckel am Ufer, wo ich mich besser umsehen konnte und gleichzeitig Deckung hatte. Mit dem Prasseln der Flammen am anderen Ufer war es besonders schwierig festzustellen, woher das Surren kam. Schließlich gewann ich den Eindruck, daß es im Wasser, irgendwo flußabwärts von mir, verursacht wurde. Der Fluß war nicht sehr breit und lief gerade wie eine Lanze, als wäre sein Bett von Menschenhand geschaffen. Ich konnte mindestens eine Meile sowohl flußab- als auch flußaufwärts sehen. Aber so weit war es gar nicht notwendig. Höchstens eine Fünftelmeile entfernt, entdeckte ich eine Gruppe sich bewogender Lichter, die mit ziemlicher Geschwindigkeit in meine Richtung kamen, und gleich darauf bemerkte ich eine dunkle Hülle von Schiffsform. Das Surren wurde lauter.

Aber wie bewegte sich dieses komische Wasserfahrzeug? Es hatte weder Segel noch Paddel, genausowenig wie ein Tau, das es mit irgend etwas am Ufer verband, das es zog. Außerdem war seine Geschwindigkeit viel zu hoch für eine dieser drei Fortbewegungsarten.

Die Folgerung war beunruhigend. Wer immer sich in dem fremdartigen Segler befunden hatte, hatte hier Freunde, die sofort herbeieilten, als sie die Flammensäule bemerkt hatten.

Vielleicht waren sie uns gar nicht feindlich gesinnt, doch ich konnte es mir nicht leisten, ein Risiko einzugehen. Ich mußte mit Clory von hier verschwinden. Aber konnte es schaden, noch eine Weile hierzubleiben und zu beobachten? Wir befanden uns ja schließlich auf der anderen Flußseite in Sicherheit.

Clory war aufgewacht und zu mir geschlichen. Sie legte eine Hand in meine. Gemeinsam sahen wir zu, wie das fremdartige Boot dem anderen Ufer, in der Nähe der Feuersäule, zufuhr.

Kurz flammte auf der uns entgegengesetzten Schiffsseite Licht auf, als eine Tür sich öffnete. Bald darauf hoben sich zwei Gestalten von den Flammen ab.

Im Feuerschein wirkten sie kaum menschlich, diese beiden Männer. Ganz sicherlich gab es keinen Stamm, den ich kannte, in dem Kleidung wie die ihre üblich war. Während sie den Hang hochstiegen, konnte ich allerdings nur ihre Rücken sehen. Jeder trug etwas wie einen Bogen quer über die Schultern geschlungen. Und da waren auch noch überkreuzte Gürtel oder Riemen auf ihren Rücken, von denen kleinere Gegenstände hingen, deren Zweck mir nicht klar wurde.

Clorys Nägel krallten sich in meine Hand. »Keefe!« flüsterte sie. »Im Wald – dort drüben! Schau!«

Ich tat es, und meine Schulterblätter kribbelten. Etwas Riesiges, Dunkles bewegte sich zwischen den Bäumen schwerfällig auf das Feuer zu. Es war ein Fresser – ein wahres Ungeheuer. Er war bestimmt gut seine zwanzig Fuß oder mehr lang.

Die Männer bemerkten die herangleitende Bestie nicht. Sie starrten eingehend auf das Feuer. Einer zog etwas aus einer Tasche und warf es in die Flammen. Sofort schienen sie zurückzuweichen – und zu erlöschen.

Der Fresser war nun auf die Lichtung gekommen, doch hinter den Männern. Sie konnten ihn nicht sehen. Sollte ich sie warnen und so auf mich aufmerksam machen? Aber was, wenn sie Feinde waren? Oder sollte ich mich still verhalten und sie so dem Tod überantworten?

Clory traf die Entscheidung. Impulsiv hob sie den Kopf und rief eine Warnung hinüber.

Die beiden Männer wirbelten herum – und sahen den Fresser. Ich mußte ihre schnelle Reaktion bewundern. Sie schritten, ohne zu zögern, auf den Fresser zu – diese beiden im Vergleich zu ihm winzigen Männer, die, soviel ich sehen konnte, auch noch unbewaffnet waren.

Doch wenn ihre Waffen von einem so hohen Standard waren wie ihre Segler und Boote, dann befanden sie sich vielleicht überhaupt nicht in Gefahr.

Es war ein wahres Vergnügen, ihnen zuzusehen. Gleichzeitig nahmen sie die kurzen Stäbe, die ich für Bogen gehalten hatte, von den Schultern und hielten sie ähnlich wie Lanzen. Sie waren bestimmt nicht länger als vier Fuß. Hofften die Männer denn wirklich, damit nahe genug an das riesige Tier heranzukommen, so daß sie sie in seinen Leib stoßen konnten?

Offenbar taten sie es, denn sie rannten auf das Ungeheuer zu, trennten sich, als hätten sie es oftmals geübt, und liefen um den schwerfälligen Fresser herum. Er drehte den Schädel, um nach einem der beiden zu schnappen – den auf der uns abgewandten Seite. Ich konnte nicht sehen, was geschah, aber der Schmerzensschrei des Mannes war beredt genug. Doch der andere Mann erreichte die gewünschte Stelle. Er stieß dem Fresser seinen lanzenähnlichen Stab in die Seite. Diesmal war es das Ungeheuer, das vor Schmerzen brüllte. Dicke Funken sprühten aus dem Stab, wo er in das Fleisch des Untiers drang. Ein Reißen war selbst aus dieser Entfernung zu hören, und ich empfand fast Mitleid mit dem Fresser – der Stab war tödlich!

Das Brüllen des verwundeten Ungeheuers übertönte alle anderen Geräusche, aber auch der Mann mußte geschrien haben, denn das vor Schmerz rasende Tier peitschte mit dem Schwanz umher. Nur die Spitze traf den Mann, aber es genügte, ihn in den immer noch leicht brennenden Segler zu schleudern.

Ich glaube, der Mann war tot, ehe die Flammen nach ihm griffen. Ich hoffe es jedenfalls für ihn.

Auch der Fresser war seinem Ende nahe. Während Clory und ich zusahen, schwankte er schwerfällig in die Dunkelheit hinein, aber er schaffte es nicht einmal bis zum Rand der Lichtung. Er plumpste auf den Boden, zuckte noch einmal, dann blieb er reglos liegen.

Wir beobachteten weiter, doch nichts tat sich mehr. Die beiden Männer hatten ihre Mission nicht erfüllen können. Sie waren so tot wie der Mann, den sie zu retten gekommen waren.

Clory und ich beschlossen, über den Fluß zu schwimmen und nachzusehen, ob nicht vielleicht doch noch Leben in den beiden Männern war. Nach dem Tod des Fressers gab es dort keine weitere Gefahr mehr, außer ein anderer Artgenosse war von den Kampf geräuschen angelockt worden. Aber das schien mir unwahrscheinlich zu sein, denn ein Fresser von der Größe des getöteten hätte zweifellos alle anderen kleineren aus seinem Revier verjagt.

Klatschnaß stiegen wir den leichten Hang hoch. Die Männer waren so tot, wie sie nur sein konnten. Ich erreichte die Leichen vor Clory und bedeutete ihr, nicht näher zu kommen. Jedes Stammesmädchen hatte Tote gesehen, auch Clory, aber keiner Siebenjährigen sollte sich ein so grauenvoller Anblick bieten wie die Leiche des einen, der von den mächtigen Kiefern des Fressers in zwei Teile gerissen worden war.

Der Feuerschein ließ immer mehr nach. Der kleine Gegenstand, den der eine Mann in die Flammen geworden hatte, hatte seinen Zweck erfüllt, wenn auch sehr langsam. Aber offenbar nicht er allein. Clory machte mich darauf aufmerksam, als sie fragte: »Können wir nicht irgendwo ein trockenes Plätzchen finden, Keefe?«

Ja, erst jetzt wurde mir bewußt, daß es regnete. Nein, nicht regnete, goß! Es war bereits sehr ungemütlich in der Nässe, aber wo sollten wir hin?

Ein grollender Donner und zuckende Blitze in der Ferne ließen uns hochblicken. Wenn der Regen uns schon erreicht hatte,

würde auch das Gewitter bald hier sein, da war es gefährlich, unter den Bäumen Zuflucht zu suchen.

Clory deutete. Mein Blick folgte ihrem ausgestreckten Arm. Das Boot! Ein zweifellos ausgezeichneter Unterschlupf. Es hatte ein Dach, was konnten wir mehr verlangen? Wir rannten die Böschung hinunter, sprangen an Deck, rissen die Tür auf, traten ein und schlossen sie schnell, ehe wir uns umsahen.

Doch gleich darauf sahen wir – sie!

Ein Mann und ein Mädchen, offenbar tot, denn sie lagen reglos und atmeten auch nicht. Ich starrte sie an. Sie trugen nicht die merkwürdige Kleidung wie die beiden Männer, die wir hatten sterben sehen. Ihre war der unseren ähnlich, die übliche Stammestracht.

»Sie müssen sehr nett gewesen sein«, murmelte Clory, und ich pflichtete ihr stumm bei. Der Mann hatte ein offenes, ehrliches Gesicht, und das Mädchen war ausgesprochen schön.

Ich trat näher, um die vollendeten Züge des Mädchens näher zu bewundern. Ich griff nach ihrem Handgelenk, um den Puls zu fühlen – und spürte ein seltsames Kribbeln in meinen eigenen Finger. Schnell zog ich meine Hand zurück.

Ein blasses, bläuliches Licht fiel auf die beiden von einer Art Lampe, die über ihnen hing. Ein Kabel führte die Decke entlang eine Wand hinunter zu einem Podest im Vorderteil des Bootes, auf dem sich Dutzende – nein, Hunderte! – geheimnisvolle Hebel und Anzeiger befanden. Ich ging darauf zu und betrachtete sie.

Die Schalter und Hebel waren von verschiedenster Form und den unterschiedlichsten Farben. Ich kannte natürlich den Zweck keines einzigen davon, aber welchen Schaden würde es schon anrichten, wenn ich sie bewegte?

Am Fuß des Podests befand sich ein geradezu aufreizender roter Hebel. So klein war er und so tief nach unten, daß er bestimmt nicht gefährlich sein konnte. »Rühr ihn nicht an, Keefe!« bat Clory angsterfüllt, als ich mich bückte, um ihn zu betasten.

Doch ich hatte ihn bereits bewegt.

Nichts tat sich.

Ermutigt bewegte ich einen weiteren und dann noch mehrere.

Ein Ruck ging durch das Boot. Das surrende Geräusch begann erneut, und das Wasserfahrzeug setzte sich in Bewegung. Ich hatte es gestartet!

»O Keefe! Warum...« Aber Clory verstummte. Worte waren jetzt nutzlos. Es war geschehen.

Wir rannten zur Tür, aber sie ging nicht auf. Offenbar war sie mit den Kontrollen verbunden, die das Boot in Fahrt gebracht hatten. Ich rannte zu einem der Fenster und hämmerte dagegen, aber auch das ließ sich nicht öffnen, genausowenig wie zerbrechen, obgleich ich meine Schulter mit voller Kraft dagegen warf.

Konnte ich das Boot vielleicht anhalten? Ich studierte das Podest. Die Frage war nur, welcher Schalter oder Hebel war der richtige? Unmöglich, es zu erraten, und ich wagte nicht, wieder aufs Geratewohl zu experimentieren.

Ich blickte verstört aus dem Fenster. Der spitze Bug teilte das Wasser in zwei saubere Wellenkämme zu beiden Bootsseiten. Das Unwetter war inzwischen herangekommen. Blitze schlugen in die höheren Bäume ein. Das dunkle Wasser voraus und das wilde Lichtzuckeri am Himmel boten einen erschreckenden Anblick.

»Zumindest«, sagte Clory tapfer, »bringt das Boot uns irgendwohin. Schau, wie es in der Flußmitte bleibt. Etwas muß es steuern!« Wie konnte das Boot überhaupt gelenkt werden? Ich tat es jedenfalls nicht, genausowenig wie sonst jemand an Bord. Ein weiteres Rätsel, mit dem wir uns dringend beschäftigen mußten.

Da hörte ich ein Rascheln hinter mir. Ich wirbelte herum. Der »Tote« war aufgewacht und dabei, mich anzuspringen. Hätte er es getan, wäre er vermutlich als Sieger aus dem Handgemenge

hervorgegangen, denn er war von sehr muskulösem Körperbau, und ich hatte keine Zeit, mein Messer zu ziehen. Aber als er mich von vorn sah, zögerte er.

»Wer bist du?« fragte er, und seine drohende Haltung entspannte sich ein wenig. »Du bist doch aus einem Stamm!«

Auch das Mädchen lebte, sah ich nun dankbar. Sie befand sich dicht hinter ihm, um seinen Rücken zu decken.

4. DER WAHNSINNSTUNNEL

Ja, wir waren Stammesleute, genau wie sie. Und keiner von uns wußte, um wen es sich bei den Besitzern dieses merkwürdigen Bootes handelte. Wir tauschten unsere Erlebnisse aus. Ihre Abenteuer waren interessant, aber sie halfen uns nicht weiter. Sie und ihr ganzer Stamm schliefen eines Nachts. (Graustreifen wurde ihr Stamm genannt. Ich hatte von ihm gehört, doch er lag zu weit von unserem entfernt, als daß wir irgendeine Verbindung mit ihm gehabt hätten.) Das Mädchen hieß Braid, der Mann Check. Ihre Hütten standen an entgegengesetzten Enden des Dorfes, und sie hatten keine Ahnung, wie sie zusammengekommen waren. Jeder von ihnen hatte sich in seiner eigenen Hütte zur Ruhe begeben und war dann kurz in einer schwach beleuchteten Zelle aufgewacht, wo sich außer ihnen noch Dutzende andere Stammesangehörige befunden hatten die alle unnatürlich tief schliefen. Sie hatten versucht, einige davon aufzuwecken, doch es war ihnen nicht gelungen. Aber das hatte die Wachen auf sie aufmerksam gemacht, und ein Mann, der so gekleidet war wie die beiden, die Clory und Keefe gesehen hatten, trat in die Zelle und deutete mit einem langen, spitz zulaufenden Stab auf sie. Dann waren sie sofort wieder eingeschlafen und jetzt erst aufgewacht.

Für unsere Geschichte brauchten wir mehr Zeit, sie wurde auch noch unterbrochen, weil Braid, die durch ein Fenster die Fahrt des Bootes verfolgt hatte, plötzlich aufschrie und deutete. Nicht weit voraus gabelte sich der Fluß. Ein Arm verlor sich in der

Ferne, der andere endete, so wie es aussah, an einer Bergwand. Bei näherem Betrachten sah man jedoch einen Tunnel im Gestein, und diesem Arm folgte das Boot, ohne die Geschwindigkeit im geringsten zu verringern.

Ein paar Sekunden später hielt es an. Das Surren verstummte. Ein leichtes Schleifen außerhalb der Bootshülle war zu hören, dann lag es reglos. Ich rannte zur Tür – und jetzt ließ sie sich öffnen.

Alle vier drängten wir uns an der Tür zusammen und spähten vorsichtig hinaus. Nirgends war eine lebende Seele zu sehen. Nach einer kurzen Weile traten wir hinaus. Wollten wir uns nicht wieder dem Boot anvertrauen, mit dem wir nicht umgehen konnten, waren wir hier gefangen. Wir konnten natürlich versuchen, aus dem Berg zu schwimmen, aber das mußte eine ziemliche Strecke sein. Ein Fußmarsch war unmöglich, da das Wasser gegen beide Tunnelwände spülte, außer da, wo wir jetzt standen.

Doch vor uns, in der Felswand, befand sich eine halbgeöffnete Tür. Ohne großes Überlegen traten wir hindurch und standen in einem langen Tunnel, der sich zu beiden Seiten in einem weiten Bogen dahinzog. Kein Mensch war zu sehen, obgleich der Gang hell erleuchtet war – zu hell, denn er zeigte uns Dinge, die wir nicht verstanden und mich fast an den Rand des Wahnsinns trieben.

Man stellte sich einen sowohl langen als auch hohen und breiten Tunnel vor, der, so weit man sehen konnte, im Bogen kaum merklich abwärts führte. Dann fülle man diesen Tunnel, oder was immer, mit einer ungeheuren Zahl unbekannter, gespenstischer Maschinen aller Arten, und jede davon in Bewegung. Und natürlich muß jede Maschine anders aussehen und jede andere Geräusche verursachen. Dann stelle man sich vor, man befinde sich bereits ein Stück in diesem Tunnel, in dem kein Mensch zu sehen ist, außer drei Stammesangehörigen, die genauso unwissend sind wie man selbst, und daß die Bewegungen der Rädchen und Wellen und Hebel der Maschinen einem völlig unverständlich sind. Und dazu kommt noch, daß sie aus

absolut fremdartigen Materialien hergestellt sind, denn manche sind durchsichtig, ja fast unsichtbar, andere durchscheinend, doch seltsam spiegelnd, und die meisten aus glänzendem Metall, wie man es im Leben noch kaum gesehen hat.

Links von uns führte der Tunnel leicht schräg hoch, rechts genauso leicht schräg nach unten. Oben mochte dann die Oberfläche bedeuten – aber der Eingang zu dem unterirdischen Kanal befand sich rechts von uns. Welche Richtung würde hinausführen?

Wir debattierten lange, ohne uns entscheiden zu können, bis Braid schließlich sagte: »Wenn man dem Kopf nicht folgen kann, sollte man sich vom Herzen leiten lassen. Wir können die linke Seite versuchen. Haben wir das Gefühl, daß es der verkehrte Weg ist, kehren wir einfach um.«

Also wandten wir uns nach links und stapften an den glitzernen, arbeitenden Maschinen vorbei. Ich habe vergessen zu erwähnen, daß die Maschinen sich nur an den Wänden entlang befanden. Zwischen ihnen führte ein breiter Weg hindurch. Schweigend schritten wir dahin und bestaunten die irren Bewegungen verschiedenster Arten von Maschinen. Eine lange Zeit verging, bis ich meine Aufmerksamkeit lange genug von den Maschinen nahm, um zu erkennen, daß Check sich merkwürdig benahm. Er drehte sich einmal nach hinten, dann nach vorn, dann legte er seinen Kopf schief, um zur Decke hochzusehen. Seine Miene verriet Verwirrung.

»Was ist los?« fragte ich ihn.

»Ich weiß es nicht – hört doch!« Wir lauschten, vernahmen jedoch nichts weiter als das stetige Maschinengedröhne und -gesumme, das uns schon von Anfang an begleitete.

Aber hatte es sich nicht leicht verändert? Ein neuer Ton klang aus der merkwürdigen Symphonie, ein tiefes Summen, ein wenig wie das Surren des Bootes.

Check blickte über seine Schulter. Er schrie auf, riß mich herum. Ich schaute – und stolperte fast.

Schneller, als je ein Fresser laufen konnte, kam ein riesiges Metallding auf Rädern auf uns zu. Das neue Geräusch kam von ihm, von den großen Rädern, die über den Boden rollten, und von seinem verborgenen Motor. Das Ding war unheimlich groß, es füllte den Tunnel fast vom Boden bis zur Decke, war allerdings nicht breit genug, um mit den Maschinen zu beiden Seiten in Konflikt zu kommen.

Ich überließ es Check, sich um Braid zu kümmern, und zog Clory hastig in das Labyrinth der Maschinen an der Tunnelseite. Wir wichen drehenden Rädern und Walzen aus und kletterten hinter das Podest einer der Maschinen. Braid und Check folgten hastig unserem Beispiel, allerdings an der anderen Gangseite. Noch ehe wir uns alle gut versteckt hatten, befand sich das metallene Ungeheuer bereits in unserer Höhe. Und es wurde offenbar, daß wir gesehen worden waren, denn das Ding kam quietschend hundert Fuß weiter zum Halt, dann rollte es zurück und blieb stehen.

5. DIE UNTERIRDISCHE STADT

Ich hätte mich nicht über die schwarze Schlafwolke wundern sollen, die sich gleich darauf über uns herabsenkte, denn schließlich hatten Braid und Check davon erzählt. Ich wußte sofort, daß die Leute in dem Wagen zur gleichen Art gehörten wie die, die unsere beiden Freunde entführt hatten, aber im Schock des plötzlichen Bewußtseinsverlusts brachte ich ihre Erfahrung nicht mit unserer gegenwärtigen Situation in Verbindung.

Clory weckte mich, und ich stellte fest, daß wir uns in einem angenehm hellen und freundlichen Zimmer befanden und ich auf einem wundervoll weichen Lager ruhte. Alle vier waren wir hier. Vielleicht war Clory als erste aufgewacht, weil sie die Jüngste war und deshalb die Wirkung der Schlafstrahlen am wenigsten lange angehalten hatte. Jedenfalls weckten wir sofort auch Braid und Check.

Das Seltsame an dem Zimmer waren die Fenster. Wir sahen einen herrlich blauen Himmel durch sie, mit vereinzelt, vorüberziehenden weißen Wölkchen. Doch als wir ganz nahe herantraten, wurden sie fast undurchsichtig. Erst als wir uns wieder davon entfernten, zeichnete sich erneut der blaue Himmel ab.

Die Tür war verschlossen.

Das Mobiliar war gar nicht so sonderlich fremdartig, aber jedes Möbelstück war mit solcher Perfektion hergestellt, daß es im Heim eines Häuptlings selbst des fortschrittlichsten Stammes hätte stehen können. Nur blieb uns nicht viel Zeit, alles näher zu bewundern, denn irgend etwas mußte die, die uns gefangenhielten, darauf aufmerksam gemacht haben, daß wir erwacht waren. Jedenfalls schwang die Tür auf, und ein Mann trat ein.

Er schien freundlich zu sein, doch als wir ihn mit Fragen überschütteten, schaute er uns schweigend an. Er wirkte durchaus nicht ungehalten oder böse, aber er schien auch nicht übermäßig an uns interessiert zu sein. Er stand ganz einfach da und blickte uns an. Er war wie die anderen gekleidet, die wir bereits gesehen hatten. Er trug kurze Beinkleider und eine Tunika, die am Rücken geschlossen war. In der Hand hielt er einen ähnlichen Stab wie den, den die anderen gegen den Fresser benutzt hatten, nur viel kleiner. Und seinen Kopf bedeckte eine flache Kappe.

Als eine Weile verging, ohne daß er etwas unternahm und uns nur weiter betrachtete, schob Check sich näher zu mir heran und warf einen bedeutungsvollen Blick von mir auf ihn. Ich wußte zuerst nicht, was er damit wollte, aber der Fremde verstand.

»Ich würde es nicht versuchen«, warnte er sanft und hob den Stab ein wenig. »Es wäre nicht gut für euch, wenn ihr euch gemeinsam auf mich werfen würdet. Doch kommt jetzt, man wartet auf euch. Der Rat berief eine Sondersitzung ein, um sich mit eurem Problem zu beschäftigen.« Er trat zur Seite, um uns an ihm vorbeizulassen.

Erst jetzt wurde mir klar, daß wir ihn nicht überwältigen konnten, selbst wenn wir es gewollt hätten, denn etwas lähmte unseren Willen, etwas, das von seiner merkwürdigen Kopfbedeckung ausging, und dieses Etwas sorgte dafür, daß wir ihn gehorsam begleiteten.

Wir mußten nicht weit gehen, lediglich auf einen Korridor, an dem sich Tür an Tür reihte, und dort ein paar Fuß zu einem völlig leeren Zimmer. Wir betraten es. Während die Tür sich von selbst hinter uns schloß, schauten wir uns verwirrt um. Es war ein so winziges Kämmerchen, daß wir fünf kaum Platz hatten, uns umzudrehen. Auch gab es absolut kein Mobiliar hier. Nur in der Wand waren mehrere Knöpfe übereinander eingelassen. Der Mann mit der Kappe drückte auf einen Knopf, und plötzlich schoß das ganze Zimmer mit uns in die Höhe.

Clory schrie erschrocken auf und klammerte sich an mich. Ich fürchte, ich war keine große Stütze, denn mir war, als wäre mein Magen unten geblieben, als die Kammer hochsauste. Den anderen schien es nicht besser zu gehen, nur dem Fremden machte es offenbar nichts aus. Er grinste über unsere verstörten Gesichter. Also bemühte ich mich, mir nichts anmerken zu lassen.

Die Aufwärtsbewegung dauerte nur wenige Sekunden. Dann hielt die Kammer völlig ruhig an, und die Tür öffnete sich von selbst. Der Mann mit dem Stab führte uns in eine riesige Halle. »Das ist der Ratssaal«, sagte er. »Geht hinein und beantwortet die Fragen des Rates.«

Zaghaft machten wir ein paar Schritte vorwärts, während der Mann sich zurückzog. Die Ratskammer war gewaltig, größer noch als das Feld hinter dem Dorf, auf dem man mich fast verbrannt hätte.

Eine dreireihige Galerie verlief über die Wände. Sie erinnerte mich an die Tribüne der Krieger auf dem Zeremonienfeld, obwohl diese grobe Holzstruktur natürlich keineswegs mit den reichverzierten Sitzreihen aus Metall und Stoffen verglichen werden konnte. Die Plätze waren zum größten Teil belegt, von etwa

fünfzig Männern und Frauen. Sie betrachteten uns mit derselben Gleichgültigkeit wie der Mann mit dem Stab.

Man wies uns an, in Sesseln zu sitzen, die gewiß nicht weniger bequem waren als ihre. Und sofort begann die Befragung.

Der Älteste des Rates – die Anwesenden waren ohne Ausnahme ziemlich jung, selbst der »Älteste« – raschelte mit Papieren, die er auf der Stuhllehne liegen hatte, und schaute uns durchdringend an. »Habt ihr etwas dagegen, wenn ich Check ersuche, für euch zu sprechen?« fragte er plötzlich. Check schaute uns an. Wir nickten alle zustimmend.

»Nein«, sagte er. »Aber woher weißt du meinen Namen?«

»Ich weiß viel über dich – über euch alle«, erwiderte der Ratsälteste lachend. »Braid und Keefe kenne ich besser als Clory, aber dich am besten. Doch selbst über Clory wissen wir Bescheid durch ihren Vater.«

»Ihren Vater?« entfuhr es mir, als Clory überrascht aufschrie. »Ihr Vater ist tot!«

»Nein. Clorys Vater ist nicht tot. Er ist – im Augenblick anderswo, aber er lebt. Vielleicht wird Clory ihn bald sehen, wenn er erst zurück ist. Zur Zeit seines ›Todes‹ wurde er durch einen Schlag verletzt. Er starb nicht, aber es hätte ihn bestimmt das Leben gekostet, wenn nicht eine unserer Patrouillen ihn gefunden hätte. Als er wieder gesund war, prüften wir ihn, so wie wir jetzt euch prüfen, und wir entschieden uns für ihn... Aber jetzt stellen wir die Fragen, nicht ihr. Du, Check, berichtest mir, wie ihr hierhergekommen seid.«

Check erzählte, was er wußte, und ich ergänzte seine Worte mit Clorys und meinen Erlebnissen. Der Fragesteller schien zufrieden zu sein. Er besprach sich leise mit den anderen um ihn, aber wir konnten nicht verstehen, was sie sagten. Eine Weile redeten alle miteinander, und dann kamen sie offenbar zu einer Entscheidung. Der Ratsälteste winkte einem Posten an der Tür zu. Der öffnete sie und ließ drei Männer ein, die eine große flache Kiste auf Rädern hereinschoben. Aus dieser Kiste ragten

biegsame Röhrchen verschiedenster Art. Der Posten, der ebenfalls eine dieser willenslähmenden Kappen trug, begleitete sie zu uns und befahl uns, zu tun, was man uns anwies.

Es blieb uns gar nichts anderes übrig, als zuzulassen, daß man jedem von uns eine dieser biegsamen Röhren um das Handgelenk schlang, die verschiedensten Arten von komischen Dingen an andere Teile unseres Körpers klammerte und unsere Augen verband, daß wir nichts sehen konnten. Sobald das ganze Zeug an uns befestigt war, fingen sie an, uns erneut zu befragen.

Aber welche Fragen das waren! Keine, auf die wir vorbereitet gewesen wären. Offenbar hatten sie gar nicht die Absicht, etwas darüber zu erfahren, was wir hier vorhatten, oder etwas über uns selbst zu hören. Zur Begleitung von ominösem Klicken und Summen der Maschinen sollten wir Dinge wie diese beantworten: »Wenn man dich vierundzwanzig Stunden in einen dunklen Raum sperrt, was würdest du dann tun?« Und: »Würdest du dir lieber ein Schauspiel ansehen oder daran teilnehmen?« Und noch dümmere Fragen. Ich hörte, wie ein Stift kratzend die Antworten aufschrieb, und ich dachte mir, welche Art von Menschen das wohl waren, die solche Fragen stellten.

Da schrie plötzlich Braid schmerzhaft auf. Ich spannte die Muskeln, um meine Augenbinde herunterzureißen, aber ich konnte es natürlich nicht. Die verdammte Kappe ließ es nicht zu. In diesem Augenblick spürte ich einen sanften Druck im Arm und dann einen leichten elektrischen Schock. Ich zuckte hoch, und ich glaube, ich habe auch aufgeschrien. Ein schrilles Quieken von Clory und ein Knurren von Check verrieten mir, daß ihnen die gleiche Behandlung zuteil wurde.

Jetzt nahm man uns die Augenbinden ab, fuhr aber mit den Tests fort. Clory befreiten sie von dem ganzen Kram und schickten sie in eine Ecke, während man mit Braid, Check und mir auf neue Weise herumexperimentierte. Man sagte eine Reihe von Verben zu uns, wie »lesen«, »lernen«, »schlafen«, »essen« und ähnliche, und ein Mann beobachtete dabei eine hüpfende Nadel unter Glas, das man auf unsere Handgelenke geschnallt hatte.

Und das war auch schon alles. Wir wurden von den Apparaten befreit, und der gleiche Mann, der uns hierhergeführt hatte, brachte uns auch in unser Zimmer zurück. Der Ratsvorsitzende rief uns noch nach: »Ihr werdet morgen hierher zurückkehren, bis dahin ist alles geklärt. Habt so lange Geduld.«

Obgleich wir vorbestimmt nicht mehr als vier Stunden erst aufgewacht waren, konnte keiner von uns die Augen offenhalten. Wir ließen uns auf unser Lager fallen und schliefen sofort ein. Das heißt, ganz kurz, ehe der Schlaf mich überwältigte, war mir, als käme ein Mann, der Clory einen Helm über den Kopf stülpte, aber ich blieb nicht lange genug wach, um mich vergewissern zu können. Ich glaubte nur noch, daß er danach auf mich zukam.

6. DER TRAUM

Mein Schlaf war von Träumen nur so vollgestopft. Ich sah mich in Hunderten von unmöglichen Situationen. Natürlich träumte ich auch von der Szene im Ratssaal, aber ich wurde nicht befragt, sondern war selbst Mitglied des Rates, ja sogar der Älteste. Und in meinen Träumen brachte man Dutzende von Personen zu mir, denen man dieselben Fragen stellte, wie ich sie hatte beantworten müssen, und Tausende von anderen Personen kamen mit ihren Problemen zu mir, damit ich ihnen damit helfe. Ich verstand nicht ein Zehntel dieser Probleme, aber in meinen Träumen kannte ich mich genau aus und löste sie zur Zufriedenheit aller.

Als die Träume an Klarheit zunahmen, wurde mir viel der Umwelt bewußt. Ich sah ein dichtbevölkertes Land, viele Male so groß wie meines. Die Menschen lebten fast ausschließlich unter der Oberfläche auf Millionen Quadratmeilen in hundert verschiedenen Ebenen. In dieser neuen Welt – die ich im Traum mit der unterirdischen Stadt identifizierte, in der ich schlief – herrschte eine Zivilisation, die größer als alle Stämme zusammengenommen war und eine Kultur und Tiefe des Verständnisses besaß, die mich verwirrten.

Die Oberfläche dieser Welt galt der Entspannung. Niemand starb, weder in den Untergrundtagen noch oben, außer durch Unfälle. Aber das schnelle Leben im Planeteninnern ließ den Geist der Bewohner altern, während ihre Körper jung blieben. Sie brauchten Erholung, Entspannung, sie mußten all die Sorgen der unteren Welt völlig vergessen, ja sogar, daß es eine solche untere Welt überhaupt gab...

Und da erwachte ich. Es war wieder Morgen – zumindest nach dem Bild am Fenster, das sich beim Näherkommen dem Betrachter entzog. Auch die anderen wachten auf. Sie hatten ähnliche Träume gehabt mit individuellen Unterschieden.

Check hatte sich als Beschäftigter in einem »großen Raum mit seltsamen Maschinen« gesehen. Er hatte dort offenbar etwas erforscht, aber mehr wußte er nicht darüber. Clory hatte sich selbst in keinem ihrer Träume gesehen. Braid zögerte. Sie schien sehr verstört über etwas zu sein, schließlich behauptete sie, sie könne sich nicht erinnern, und dabei blieb sie.

Der Posten holte uns wieder ab, um uns zum Rat zu bringen. Im Fahrstuhl fiel mir etwas auf. Der Mann hatte zwar seinen Stab in der Hand, aber er trug die willenslähmende Kappe nicht. Ich stupste Check an und machte ihn mit einem heimlichen Blick darauf aufmerksam, und schon stürzten wir uns beide auf den Burschen.

Und unsere Muskeln gehorchten wahrhaftig! Der Mann schrie auf und stieß mit Armen und Beinen nach uns, aber glücklicherweise hatte unser Sprung ihm den Stab aus der Hand geschlagen. Während Check den Mann festhielt, griff ich nach dem Stab und setzte ihn gegen ihn ein. In diesem Augenblick schwang die Fahrstuhltür auf, und wir sahen ein gutes Dutzend Bewaffneter den Korridor entlangmarschieren. Ich erschrak, aber ich hatte die Geistesgegenwart, die Waffe auf den vordersten zu richten. »Ich töte den ersten, der Widerstand leistet!« brüllte ich und meinte es auch. Es kam mir überhaupt nicht, daß ich gar nicht wußte, wie man mit dem Ding umgehen mußte.

Doch das wiederum wußten die Bewaffneten nicht.

Braid zog instinktiv Clory an sich und fragte: »Was sollen wir tun, Keefe?«

Das war mir selbst nicht klar, doch das sollten weder sie noch die Männer merken. »Glaubst du, daß du mit dem Fahrstuhl umgehen kannst?« fragte ich Clory.

»Vielleicht – nicht sehr gut«, antwortete sie. »Aber zumindest, glaube ich, kann ich ihn in Bewegung setzen.« Das war nicht so gut.

»Check!« rief ich. »Komm her!« Er zuckte zusammen, als hätte mein Befehl ihn aus tiefen Überlegungen gerissen. Seine Augen blickten noch verwirrt, als er näher trat und mich fragend ansah.

»Nimm einem den Stab ab!« wies ich ihn an und deutete mit meinem eigenen auf eine der Wachen. Check zögerte. »Mach schon!« rief ich gereizt. »Jeden Moment können noch mehr kommen.«

Er zauderte noch eine Sekunde, dann entriß er dem Mann den Stab, trat einen Schritt zurück – und packte auch meinen.

Er hielt die beiden Stäbe so, daß er sowohl Clory, Braid und mich als auch die Wachen unter Kontrolle hatte. Er runzelte die Stirn und brummte: »Wartet eine Minute, ihr alle. Ich muß überlegen...« Er starrte die Männer an, dann uns, schließlich zuckte er die Schultern. »Steh auf!« brüllte er den ursprünglichen Besitzer des ersten Stabes an. »Ich muß es zu Ende führen. Wir gehen jetzt in den Ratssaal!«

Der Mann erhob sich lächelnd. »Du kommst recht gut zu recht«, bemerkte er rätselhaft und führte uns den Gang entlang. Aber er sagte kein weiteres Wort mehr.

Der Mann, den ich in meinen Träumen als Ratsältesten abgelöst hatte, hob erstaunt die Brauen, als er uns alle sah. »Waffen?« murmelte er verblüfft. »Sie dürfen hier nicht getragen werden.«

»Ich bin mir dessen nicht so sicher«, sagte Check, »obwohl ich anfangs, es zu glauben. Aber ich werde diesen Stab hier behalten, bis du mir alles erklärst.«

Der Mann lächelte. »Eine Erklärung ist nicht nötig.« Ich sah verwundert, daß er sich nicht auf seinen Platz von gestern setzte, sondern auf einen weniger auffälligen, seitlich davon und unterhalb. Genau wie ich es geträumt hatte!

»Nein!« wiederholte der Älteste. »Es ist nicht nötig, mehr zu erklären, als wir bereits getan haben. Erinnert ihr euch denn nicht an eure Träume vergangene Nacht? Ja, diese Träume waren Tatsachen. Wir übermittelten sie euch durch Hypnose, um euch mitzuteilen, was mit Worten viel schwieriger gewesen wäre.

Wenn ihr sie als Tatsache anerkannt hättet, würden sie euch versichert haben, daß die Stadt eure Heimat, euer wirkliches Zuhause ist, viel mehr als die Stämme, von denen ihr kommt. Selbst Clory ist hier daheim, obgleich sie in einem Stamm geboren wurde. Ihr Vater und ihre Mutter lebten hier.«

»In diesem Rattenloch?«

Der Mann lachte sanft. »Das hier ist nicht die ganze Welt. Diese Stadt, die ein paar tausend Bewohner hat, ist nur eine von hunderttausend ähnlichen. Die anderen befinden sich alle auf anderen Planeten. Diese Welt ist lediglich der sechste Satellit des fünften Planeten einer Sonne. Und jeder der Planeten ist bevölkert, genau wie es viele Planeten anderer Sonnen sind. Die Heimat unserer Rasse, von der wir alle abstammen, ist der dritte Planet dieser Sonne, doch es gibt tausendmal mehr Menschen unserer Rasse, als der Planet beherbergen könnte – selbst wenn es den Tod noch gäbe.«

»Aber warum...?« Ich beendete meine Frage nicht, denn der Älteste hatte eine Hand gehoben.

»Ich werde euch alles erläutern«, sagte er. »Und dann wird euer Gedächtnis euch zurückgegeben.«

Checks Atem ging bei diesen Worten schneller. Sein Stab fiel unbeachtet auf den Boden. Einer der Männer hob ihn auf und schlang ihn sich über die Schulter. Der Älteste fuhr fort:

»Wie ich erwähnte, gibt es keinen Tod mehr, außer durch Unfälle. Das wißt ihr, genau wie ihr wißt, daß viele verschwinden, doch wenige sterben. Die, die verschwinden, kommen hierher.

Denn die Unsterblichkeit bringt das Alter mit sich. Der Verstand stumpft durch ständige Benutzung ab. Der Körper dagegen kennt das Alter genausowenig wie Krankheit. Nur der Geist altert. Er braucht Regeneration.

Aus diesem Grund wurden die Erholungsplaneten gegründet – einer in jedem Sonnensystem. Alles Wissen, außer der Sprache, der Bewegung und anderen alltäglichen Dingen, wird demjenigen genommen, von dem man feststellt, daß er Ruhe braucht. Man gibt ihm eine künstliche Erinnerung und schickt ihn aus, sich einem Stamm anzuschließen. Etwa ein Dutzend Jahre lebt er mit einem der Stämme. Während dieser Zeit verjüngt sein Geist sich. Danach wird er zurückgeholt, wie Check und Braid, oder er findet seinen Weg selbst zurück, wie du. Und dann nimmt er erholt seinen alten Platz wieder ein.«

Er hielt an und warf einen scharfen Blick auf die Tür. Sie stand offen, und ein Mann trat gerade ein. Er hielt einen hell glitzernen Edelstein in der Hand. »Ihr wurdet alle untersucht«, fuhr der Sprecher fort, »und man stellte fest, daß ihr völlig verjüngt seid. Man unterzog euch der Lehrsclafbehandlung, um euch vorzubereiten, und nun habt ihr meine kleine Rede gehört. Jetzt dürft ihr euer volles Gedächtnis zurückerhalten, mit allen Erinnerungen eures langen Lebens!«

Der Mann mit dem Edelstein trat näher und schaute einen nach dem anderen von uns an. »Keefe als ersten«, sagte der Älteste. »Du brauchst nur in das Juwel zu blicken.«

Ich schaute – ich hörte den Mann, der es trug, sprechen. Er tat es mit leiernder Stimme, die den Schlaf herbeibeschwor. In Sekunden war die Stimme nur noch wie aus weiter Ferne zu

vernehmen, die Lichter im Ratssaal schienen zu erlöschen, und dann wurde alles dunkel. Schließlich erschallte ein dröhnender Donnerschlag, und ich hörte das Wort: »Erwache!«

Meine Lider hoben sich, doch ich schloß sie wieder.

Schwindelerregend wirbelten die Gedanken in meinem Kopf. Als sich alles um mich drehte, klammerte ich mich haltsuchend an den Mann mit dem Edelstein und begann, in meinem neuerwachten Gehirn alles Wissen, alle Erinnerungen eines langen Lebens zu ordnen.

Noch stand ich schwankend da, doch plötzlich lösten sich alle Spannungen, ich fühlte große Erleichterung und öffnete die Augen.

Alles war mir wieder vertraut. Ich wußte, was ich zu tun hatte, und kannte meinen Platz im Leben. Und so schritt ich mit freudiger Würde und mit der Selbstverständlichkeit alter Gewohnheit zum erhabenen Stuhl des Ratsältesten und ließ mich darauf nieder.

Über zweierlei möchte ich sprechen, denn beides gehört meiner Meinung ganz einfach mit zu meiner Geschichte.

Das erste sind die futuristischen Spiele.

Wir waren eine miteinander wetteifernde Meute, alles arrogante Individualisten. Wenn wir uns mit Spielen beschäftigten, ging es ums Ganze. Wir fingen mit den üblichen Spielen an, die alle kannten: Kartenspiele, Brettspiele, Gesellschaftsspiele wie Zwanzig Fragen. Dann verbesserten wir sie. Aus Zwanzig Fragen machten wir Unmögliche Fragen – Fragen, zu denen niemand die Antwort kannte. Es mußte fair zugehen und sich um solche handeln, mit denen ein hochintelligenter Gelehrter sich im Lauf seines Lebens gewiß einmal beschäftigt. Ideal war es, wenn sie auch noch, aufgrund ihrer Ungewöhnlichkeit oder Bedeutung, von informativem Interesse waren. Ein Beispiel aus der Zeit kurz

nach dem zweiten Weltkrieg, als ich sie zum letztenmal spielte: »Was sagte Wernher von Braun, als die amerikanischen Raketenfachleute ihn nach dem aerodynamischen Grund für die kleinen Schwanzflossen der V 2 fragten?« Antwort: »Wernher von Braun lachte und lachte und sagte: ›Von wegen aerodynamischem Grund. Wir mußten sie so klein machen, weil wir die V 2 mit Güterzügen transportierten, und die deutschen Eisenbahntunnels sind eben sehr schmal.« Das Spiel endete, wenn einer der Anwesenden eine Frage beantworten konnte.

Dann war da noch Schnurspannen. Wir spielten es nicht miteinander, sondern legten Fremde damit herein. An warmen Abenden, mit viel Spaziergängen, und wenn bereits die Dämmerung eingebrochen war, stellten sich zwei von uns mitten auf einen Parkweg und schauten Näherkommenden erwartungsvoll entgegen. Kurz ehe sie uns erreicht hatten, sprangen wir, jeder auf einer anderen Seite, auf den Rasen oder hinter Büsche und rollten nichtvorhandene Fadenknäuel auf, dann bückten wir uns und spannten die Schnur, die es nicht gab, in Zehenspitzenhöhe über den Weg und warteten ab, was geschehen würde.

Was nicht geschah, war, daß man uns umbrachte, ja man verfolgte uns nicht einmal. Manche der Hereingelegten tasteten vorsichtig mit den Füßen, andere schritten einfach weiter, aber sie schauten uns finster und herausfordernd mit einem Blick an, der sagte: Wagt es ja nicht! Hin und wieder machte einer seinem Unmut Luft, andere schauten amüsiert drein. Aber gewöhnlich marschierten sie stumm weiter.

Jack Gillespie und ich fuhren an einem Wochenende per Autostop nach Washington, nur so zum Spaß. Auf dem Rückweg beschlossen wir, einen Umweg durch Hagerstown, Maryland, zu machen. Der SF-Fan Harry Warner wohnte dort. Wir tauschten schon eine Weile Briefe mit ihm aus, hatten ihn aber noch nicht persönlich kennengelernt. Es war sehr nett bei ihm, doch auf dem Rückweg von Hagerstown nach Chambersburg, Pennsylvania, wurde uns klar, daß wir einen Fehler gemacht hatten, denn wir befanden uns nun fern aller verkehrsreichen Straßen. Und die wenigen Wagen, die hier fuhren, dachten gar nicht daran,

unseretwegen anzuhalten. Gegen drei Uhr morgens machte das Ganze keinen Spaß mehr. Nirgendwo brannte noch Licht, es wurde ungemütlich kalt und feucht, so daß wir den Gedanken, im Freien zu schlafen, besser vergaßen. Schließlich hatten wir einen solchen Haß auf die vereinzeltten Fahrer, die ohne uns vorüberbrausten, daß wir eine Variation des Schnurspannens erfanden, um uns zu rächen. Als wir Motorenlärm hörten, zündeten wir mitten auf der Straße ein Streichholz an und hielten es so lange über die Fahrbahn, bis wir sicher sein konnten, daß es gesehen worden war, dann rannten wir, als wäre der Teufel hinter uns her. Der Fahrer bremste von hundertdreißig Stundenkilometer innerhalb von fünf oder sechs Wagenlängen auf Null, daß seine Reifen fast geplatzt wären, und er landete mit einem Rad im Straßengraben. Wir beobachteten ihn von hinter den Bäumen, als er aus dem Wagen stieg. Er stapfte eine Weile, offenbar nach einer Bombe suchend, herum und fluchte wütend vor sich hin, dann fuhr er wieder weiter. Wir spielten dieses Spiel nie wieder.

Und am Montag früh zog ich dann ein weißes Hemd und eine Krawatte an und war wieder gesetzter Redakteur.

Das zweite, was ich hier erwähnen will, war ein ziemlich wichtiger Aspekt in meinem Teenagerleben, genau wie im Leben anderer Fans gegen Ende der dreißiger Jahre. Wir begannen, uns für die damals existierenden Gruppen der kommunistischen Partei zu interessieren.

Für mich begann es 1936, als ein Freund mich zu einer Versammlung der Fiatbush Young Communist League mitnahm. Ich weiß nicht genau, was ich erwartete, und wenn ich mir irgend etwas erhofft hatte, ging es nicht in Erfüllung. Niemand sprach darüber, mit Gewalt etwas gegen die kapitalistische Unterdrückung zu unternehmen. Dafür wurde viel über die Übel des »Hitlerismus« gesprochen, wie verzweifelt die legale Regierung Spaniens Unterstützung gegen die faschistischen Invasoren brauchte und daß kollektive Sicherheit für alle demokratischen Völker die einzige Möglichkeit war, den

Weltfrieden zu erhalten. Es hörte sich alles ziemlich gut an, um so mehr, da alle Anwesenden offen, freundlich und humorvoll waren und auch ein Herz für den andern zu haben schienen. Wir hörten uns die Reden an, sangen ein paar linke Lieder wie JOE HILL und die Internationale und unterhielten uns über einer Tasse Kaffee. Die Fiatbush Y.C.L. beabsichtigte, ein Club-Magazin herauszugeben. Das war genau das, wovon ich etwas verstand, denn mit meinen sechzehn Jahren hielt ich mich für einen Fachmann im Redigieren, Layout und im Abziehen von Wachsmatrizen. Und durch meine Erfahrungen mit Fan-Mags war ich es auch fast. Ehe ich nach Hause ging, war ich bereits der Redakteur für das Blatt.

Natürlich gab es eine gewisse Liebedienerei, was die Werke Marx', Engels', Lenins und Stalins betraf. Broschürte Ausgaben davon wurden im Club verkauft. Ich versuchte tatsächlich, ein paar davon zu lesen, aber ich gab es beim KAPITAL und der kleinen Lenin-Reihe auf. Nichts darin schien mir irgendeine Beziehung zu den Aktualitäten in der kommunistischen Bewegung Amerikas zu haben.

Die Y.C.L.er, so, wie ich sie im Lauf der nächsten drei Jahre kennenlernte, waren smarte, sympathische und unvorstellbar moralische Burschen. Letzteres enttäuschte mich sehr. Ich hatte mir freie Liebe erhofft. Parties gab es genügend, sie dienten alle dazu, Geld zu machen, denn davon war nie genug da. Man spielte Schallplatten, oder jemand hatte seine Gitarre mitgebracht. Manchmal tanzte man auch. Aber ich sah nie, daß es Wein gegeben hätte, und von Sex war auch nicht viel zu bemerken.

Der Großteil der Futurianer blieb der Y.C.L. fern, nicht so sehr, weil sie gegen ihre Politik waren, als einfach, weil es sie nicht interessierte, glaube ich. Mir gefiel es in diesem Verein. Zuerst wollte ich unbedingt Parteimitglied werden, aber sie nahmen mich nicht auf, weil ich noch zu jung war. Und als ich dann alt genug war, wollte ich nicht mehr. Nach dem Stalin-Hitler-Pakt 1939 konnte ich einfach den Gesinnungswechsel jener Leute nicht ertragen, die ich wirklich gemocht und denen ich vertraut

hatte, denn die, die so leidenschaftlich gegen Hitler gewettert hatten, fielen nun genauso leidenschaftlich über Roosevelt her. Acht Monate danach entschied ich mich, daß ich nie wieder einer amerikanischen Kommunistenbewegung angehören würde.

Wie dem auch sei, etwas verwundert mich; sosehr ich auch danach suche, ich finde in keiner meiner Stories, die ich zu jener Zeit schrieb, auch nur eine Spur meiner jungenhaft prokommunistischen Einstellung. Ein bißchen Abscheu vor Regierungs- und Machtstrukturen im allgemeinen ist allerdings erkennbar, aber daran hat sich auch jetzt noch nichts geändert. Die SF, die ich schrieb, beschäftigte sich viel mehr mit der Buntheit und der Faszination, die dieses Genre brachte, mit dem, was Sam Moskowitz »sense of wonder« nennt. Ich war noch nicht darauf gekommen, SF-Satire über Machtkonzentration zu schreiben, nicht, daß diese Form noch nicht existierte. Heinlein und de Camp brachten jeden Monat etwas Derartiges in ASTOUNDING. Ich brauchte noch etwa zehn Jahre, bis ich einige solche Stories schrieb.

Das Chaos des zweiten Weltkriegs warf nicht nur die Kommunistische Partei in einen katatonischen Schock, sondern traf alle, sogar schon vor Pearl Harbor. Die jungen Männer betraf es sehr direkt, denn jeder von uns mochte nun jederzeit einberufen werden.

Ich persönlich schien verhältnismäßig immun dagegen zu sein. Da ich verheiratet war, kam ich schon einmal nicht an erster Stelle. Außerdem wohnte ich in einem neuen Viertel, in dem die Häuser wie Pilze hochschossen, es hieß KNICKERBOCKER VILLAGE und befand sich direkt an der New Yorker Seite der Manhattan Bridge. So bedeutend an Knickerbocker Village war die Tatsache, daß es zur Rekrutierungsstelle 1 gehörte, genau wie Chinatown. Als der Krieg kam und sich überall in Amerika junge Männer freiwillig mustern ließen, um gegen die Japaner zu kämpfen, meldeten sich in Chinatown ALLE. Ich weiß nicht, ob die Rekrutierungsstelle überhaupt je jemanden einberufen mußte.

Doe und ich hatten Apartement BH 8, mit einem herrlich großen Wohnzimmer, einem kleinen Schlafzimmer, einer winzigen Küche und einem Bad, das man fast mit der Lupe suchen mußte. Wir mochten es sehr, und am meisten gefiel uns, daß Knickerbocker Village tatsächlich so etwas wie ein eigenes Viertel, ja eine kleine Stadt für sich war. Restaurants, Bars, Supermärkte, Drugstores, Zeitungskioske, das alles gab es in diesem riesigen Wohnkomplex. Wir konnten sie durch unterirdische Passagen, wahre Labyrinth, alle erreichen, ohne auch nur einen Fuß auf die Straße setzen zu müssen. Und auch unsere Freunde wohnten dort. Dick Wilson und seine neugebackene Ehefrau Jessica hatten Apartment EE2, uns gegenüber auf der anderen Seite des Innenhofs. Wir brauchten kein Geld mit Telefonieren zu verschwenden, Zeichensprache aus dem Fenster genügte. Im Penthaus unseres eigenen Gebäudes wohnte Willard Crosby mit Frau, Kind und Siamkatze; zwei Gebäude weiter Loren Dowst. Bill und Dusty waren Redakteure von Popular Publications, verehrenswürdige, intelligente Männer mit Humor. Andere alte Freunde tauchten als Mieter auf, und wir befreundeten uns mit den Nachbarn. Ich war also gern in Knickerbocker Village.

Wie die meisten Fangruppen hatten sich auch die Futurianer gespalten. Der Hauptmachtkampf wurde zwischen Don Wollheim und mir ausgetragen. Ich erinnere mich nicht mehr, worüber wir uns in den Haaren hatten. Vermutlich über alles und nichts. Bei einem unserer Treffen fand eine Abstimmung statt. Ich behauptete, meine Seite habe gewonnen, Don, seine. Und so spalteten sich die Futurianer.

Wir verkehrten noch miteinander, aber inzwischen gefiel mir das gesellschaftliche Leben in der Knickerbocker Village ohnedies besser als das der Futurianer. Ich war auf ein paar neue Interessen gestoßen. Doe hatte meine Liebe zum Ballett geweckt. Das führte dazu, daß ich mir die Musik dazu anhörte und mich schließlich auch für andere Musik zu begeistern begann, Schallplatten sammelte und Konzerte besuchte, ja sogar Opern.

Auch Schach entdeckte ich, aber das ist eine komplizierte Geschichte. Jedenfalls verbrachte ich 1941 sehr viel meiner Muße mit Schachspielen und dem Nachspielen von Meisterpartien aus Büchern. Ich hatte auch genug Zeit, denn sechs oder sieben Monate war ich in diesem Jahr arbeitslos. Das heißt, ich war freiberuflicher Autor! Aber wenn man freiberuflich schreibt und die Schecks sich Zeit lassen, ist es nicht viel anders, als wäre man arbeitslos.

Geschehen war folgendes: Ich war kühn zu meinem Boß, Harry Steeger, gegangen und hatte ihm gedroht, zu kündigen, wenn er mein Gehalt nicht von zwanzig Dollar auf siebenundzwanzig die Woche erhöhte. Er sagte nein. Was dann geschah, weiß ich nicht mehr so recht. Entweder habe ich wirklich gekündigt, oder er hat mich vor die Tür gesetzt. Jedenfalls, als ich sein Büro verließ, war ich schon nicht mehr sein Angestellter.

Das war nicht so schlimm. Ich schätzte, daß ich mit Schreiben genausoviel machen konnte wie als Redakteur. Ich hatte bereits ein paar Stories an andere Verlage verkauft, und nicht nur im SF-Gebiet. Tatsächlich verdiente ich während dieser Monate etwa doppelt soviel wie zuvor. Allerdings gab es zwei Probleme. Eine Story zu schreiben, darauf zu warten, daß jemand sie kauft und schließlich einen Scheck dafür schickt, ist nicht so, als wenn man jeden Freitag sein festes Gehalt bekommt. Alle freiberuflichen Autoren machen diese Erfahrung, und es kostet sie eine Menge Nerven. Dann kam noch hinzu, daß ich mir, um mich aus einer finanziellen Klemme zu befreien, selbst zwei Geschichten abgekauft hatte, die noch nicht einmal geschrieben waren. Also mußte ich mich auf die Hinterbeine setzen und sie umgehend abliefern. DER TELEPATH war eine davon. Sie kam im Februarheft 1942 in ASTONISHING STORIES heraus.

DER TELEPATH

Schließlich sah es ganz so aus, als würden Erde, Mars und Venus gegen die Oberonier sein.

Oh, natürlich waren auch andere Planeten und Rassen bei der Friedenskonferenz vertreten. Jede Nation des Sonnensystems hatte einen Beauftragten dort. Aber die kleineren zählten kaum. Welche Bedingungen auch immer ausgehandelt werden würden, es war die Sache der Erde, des Mars, der Venus – und der Oberonier!

Und die Oberonier waren auf Krieg aus.

Der Große Krieg war kaum vorbei. Er hatte jeder Rasse große Verluste gebracht. Ich gehörte der terrestrischen Delegation als Presseattaché an, das war allerdings nur eine höfliche Bezeichnung für Reporter. Die Tatsache, daß ich überhaupt einen Zeitungsjob hatte, verdanke ich, und darauf bin ich stolz, meiner Arbeit. Aber daß man mir den karrierefördernden Auftrag gab, an der Ersten Interplanetaren Friedenskonferenz teilzunehmen und darüber zu berichten, verdanke ich der Tatsache, daß ich der Sohn Eustis Durans, des Weltpräsidenten der Erde, bin.

Doch keiner meiner Kollegen von anderen Zeitungen und Nachrichtendiensten behandelte mich deshalb mit übermäßigem Respekt. Das machte mir nichts aus, im Gegenteil, es gefiel mir, denn nur so konnte ich sie besser kennenlernen. Und einen oder zwei von ihnen, wie beispielsweise Barbara King, die Radiovox-Korrespondentin, wollte ich ganz gern wirklich gut kennenlernen.

Barbara kam am Morgen des fünften Konferenztags, als ich gerade frühstückte, in mein Zimmer. Sie ist groß, rothaarig und hat eine Stimme, die einen an Braunzweigs Elektroviola erinnert, wenn er eine Nokturne von Chopin spielt.

»Rück ein wenig, Untermensch, und schenk mir Kaffee ein«, sagte sie.

Barbara konnte mit ihrer rauchigen, sanften Stimme fast alles so sagen, daß es einem gefiel. Aber »Untermensch« war ein bißchen ungewöhnlich als freundliche Beleidigung.

»Was soll das heißen, dieses ›Untermensch‹?« fragte ich. »Ich mag mich, auch wenn du es vielleicht nicht tust.«

Sie lächelte und protzte dabei mit Zähnen, die weißer als Siriusstrahlen sind. »Dann hast du das Neueste noch nicht gehört?« Sie schob ein Pressetransparent zwischen meine Toastscheiben. Ich fischte es heraus und las: *STRENG VERTRAULICH! Report an terrestrische Delegation. Nicht zu den Akten nehmen!*

Agenten auf Rhea, früherer Kolonie des Oberonischen Imperiums, berichten von aufwiegelnden Reden, offenbar mit Regierungszustimmung, wenn nicht direkt von der Regierung befohlen. Rassistische Theorien werden überbetont. Schlag Wörter, Terrestrier und Marsianer betreffend, fallen, wie: ›Untermenschen‹. Man stellt sie als unfähig hin zu regieren, allein gut genug, um Sklaven für die oberonistische Herrenrasse zu sein. Diese Propaganda verletzt die Antinationalismus-Klauseln des Friedensvertrags. Wenn Versammlungen mit Regierungszustimmung abgehalten werden, läßt es darauf schließen, daß die Auflösung des Oberonischen Imperiums eine Täuschung war.

»Wo hast du das her?« fragte ich und bemühte mich, meine Stimme ruhig zu halten. »Und weshalb zeigst du es mir? Deine Leute wollen bestimmt das Exklusivrecht für eine Story wie die.«

Barbara seufzte. »Du bist doch kein Kind mehr! Du würdest das deiner Zeitung genausowenig schicken wie ich meiner. Denkst du vielleicht, ich hätte es dir gezeigt, wenn es möglich gewesen wäre, es zu veröffentlichen? Ich habe es von einem Delegierten – einem Burschen, der mir vertraut. Selbst wenn er dadurch nicht in Schwierigkeiten geriete, würde ich es nicht weiterleiten. Es ist einfach zu heiß!«

Natürlich hatte sie recht. »Nun...«, murmelte ich. Dann griff ich hastig nach meiner Kaffeetasse und zündete mir schließlich noch eine Zigarette an, ehe ich fragte: »Was sollen wir tun?«

Barbara zuckte die Schultern. »Ich weiß es nicht.

Wenn die Oberonier mit ihren alten Tricks aufwarten, heißt das, daß die Konferenz tot geboren ist. Und wir vergeuden alle nur unsere Zeit hier.« Sie schaute auf die Uhr und erhob sich hastig.

»Höchste Eile«, murmelte sie. »Ich muß Madame Lafarge – die einzige Frau der Erddelegation – interviewen. Also, halte die Augen offen, wenn du in die Nähe der Oberonier kommst. Und vergiß nicht, du schuldest mir einen Gefallen, weil ich dich eingeweiht habe. Bis später!«

»Bis später!« echote ich nachdenklich.

Ich lehnte mich in meinem Pneumosessel zurück und zog tief an meiner Zigarette.

Das Oberonische Imperium hatte den letzten Krieg vom Stapel gelassen. Die fünf Planeten und Monde, die ihr Reich bildeten, waren die schlagkräftigste Streitmacht in der Geschichte des Sonnensystems gewesen. Nur mit etwas hatten sie nicht gerechnet, als sie Feuer an die Zündschnur legten, die die neun Planeten in ein vierjähriges Gemetzel verwickelte, und das war, daß die Erde sofort in den Krieg eingriff und Partei der Angegriffenen nahm. Mit Venus und Mars, auf die sie es ursprünglich abgesehen hatten, wären sie innerhalb von Monaten fertig geworden. Doch die Erde – der technisch hoch entwickelte Planet mit seiner schier unerschöpflichen Reserve an Industrie und Rekruten – hatte ausnahmsweise sofortige Entschlußkraft und Mut bewiesen.

Der oberonische Vorstoß war aufgehalten worden, und dann war der Krieg mehr oder weniger zu einem Durchhaltenmanöver geworden, denn wer den längeren Atem hatte, würde den Krieg gewinnen. Durchhalten bedeutete, Raketen zu ersetzen, die vom Feind vernichtet worden waren; trotz ständiger Raumangriffe der Feind Jäger und mancher größerer Verluste die Moral zu halten

und fast die gesamte Industrie auf Produktion für den Kriegsbedarf umzustellen.

Die Triplaneten-Konföderation – Erde, Mars und Venus – hatte gesiegt, doch zu einem erschreckenden Preis. Zehn Prozent des vernunftbegabten Lebens des Sonnensystems war dem Krieg zum Opfer gefallen.

Manche Planeten erlitten höhere Verluste als andere, Merkur war das schlimmste Beispiel. Andere, wie die Oberonier selbst, kamen glimpflich davon. Doch jeder Planet, ob nun direkt dem Krieg ausgesetzt oder indirekt, spürte seine Auswirkungen zumindest wirtschaftlich. Und die wirtschaftliche Belastung war auf die Dauer katastrophaler als die Verluste an Menschenleben.

Der Krieg war schließlich durch einen Staatsstreich in der oberonischen Regierung beendet worden. Als sie sich der unübersehbaren Tatsache klar wurde, daß die Triplanetenproduktion sich immer noch steigerte, sah sie nur einen Ausweg: den Krieg zu beenden. Und sie beendete ihn, zumindest hatte es so ausgesehen, ein für allemal. Die Volksmeinung zwang den kriegsbesessenen Kaiser abzdanken, und kein neuer bestieg den Thron. Das oberonische Parlament erklärte die Unabhängigkeit aller Kolonien, das Ende des Imperiums, und die Aufgabe aller territorialen Ansprüche, die den Krieg herbeigeführt hatten.

Dieser Zug rettete den Oberoniern die Haut, denn die fairen Terrestrier waren, wie erwartet, sofort bereit, die alten Wunden zu vergessen und dem neuen Regime einen Platz in der Friedenskonferenz einzuräumen. Das war auch durchaus kein falscher Zug, denn das Oberonische Imperium war nur durch seine Größe so schlagkräftig gewesen. In fünf getrennte Gruppen unterteilt, war es gleich bedeutend weniger mächtig.

Aber die Geheimnachricht, die ich gelesen hatte, bewies, daß es überhaupt nicht geteilt, sondern so einig wie zuvor war – vermutlich durch Geheimpakte und Vereinbarungen, die vielleicht schon vor dem formell verkündeten Ende des Imperiums abgeschlossen worden waren.

Ich zündete mir eine neue Zigarette am Stummel der alten an und überlegte weiter. Weshalb waren die Oberonier an einer Weiterführung der Auseinandersetzungen interessiert? Sie hatten den letzten Krieg verloren. Ein neuer, so bald nach dem ersten, war doch hoffnungslos für sie. Alles war dasselbe wie zuvor – oder nicht?

Nein! Das war es durchaus nicht!

Mit flauem Gefühl dachte ich daran, daß die Erde, und in geringerem Maß auch die Venus, schon mit der Rückführung und Umwandlung bestimmter Munitionsfabriken zu Friedensproduktion begonnen hatte. Unzählige private Raumjachten und -frachter, die für die Raumflotte requiriert worden waren, wurden bereits, ihrer eingebauten Waffen entblößt, an die Besitzer zurückgegeben. Die Land- und Raumstreitkräfte demobilisierte man, und ihre Angehörigen kehrten ins Zivilleben zurück.

Das Schwierigste an der gegenwärtigen Situation war die Friedenskonferenz als solche. Zuvor hatte man es als allgemeine Tatsache angesehen, daß das Oberonische Imperium eine raffgierige, kriegerische Gruppe angriffslustiger Nationen war, doch jetzt war es, dank der Konferenz, schon fast vergessen, denn sie hatte totale Abrüstung vorgesehen. Die Erdregierung hatte damit auch bereits angefangen. Wenn die Oberonier es ihr nicht gleichtaten, bedeutete das...

Es konnte fast alles bedeuten – einschließlich eines neuen Krieges mit der Erde, den die Alliierten aufgrund dieser Abrüstung ganz einfach verlieren mußten. Ich drückte die Zigarette aus und beeilte mich, zum Pressezimmer zu kommen. Die Tagesordnung würde in Kürze beginnen.

Ich hatte meinen Ausweis vergessen. Die Anweisungen hier waren sehr strikt. Ich mußte also zurück, um ihn zu holen, und war wütend, als ich zehn Minuten zu spät in meiner getrennten Glaszelle ankam.

Ein marsianischer Delegierter sprach gerade über die Grauen des Krieges, nichts als Platitüden, wie ein Politiker sie eben gern an den Mann bringt. Ich vergewisserte mich, daß mein Kassettenrecorder auch aufnahm, damit ich den Text an meine Zeitung weiterleiten konnte, dann kümmerte ich mich nicht mehr um den Sprecher.

Die Ratshalle war vermutlich der größte und beeindruckendste versiegelte Raum, der je erbaut worden war. Aus politischen Gründen war es ratsam, die Friedenskonferenz überhaupt nicht auf einem Planeten abzuhalten, damit die bevorzugte Welt sich nicht einbildete, ihr stünden besondere Vergünstigungen zu. Also war ein ganzer Planetoid – Juno – ausgehöhlt und mit Spezialunterkünften für die Delegationen jeder Welt und den besten Einrichtungen für Kommunikationen, Erholung und Komfort ausgestattet worden.

Die Vertreter zweiundvierzig angeblich souveräner Mächte waren hier zusammengekommen. Jede Gruppe hatte ihre vakuumdichten Räumlichkeiten mit den ihren Metabolismen entsprechenden Bedingungen. Die Ammoniummenschen von Jupiter und Saturn ruhten gewichtig in ihren rotierenden, mit Methan gefüllten Hochdruckzellen. Die Rotation verschaffte ihnen die gewohnte Schwerkraft, und die stroboskopische Beleuchtung erlaubte ihnen, nach außen zu schauen, als befänden sie sich in Ruhestellung.

Die großen schwarzen Metalldelegierten der Roboterrepublik standen absolut reglos in einem völligen Vakuum. Die Höhe der Schwerkraft spielte für sie keine Rolle. Sie waren die »Nachkommen« der intelligenten Roboter, die vor Dutzenden von Jahren von der Erde und dem Mars verbannt worden waren.

Die venusischen Abgesandten – es handelte sich um zwei Gruppen, eine von jeder Polarzivilisation – schwammen ruhelos in trübem, lauwarmem Wasser.

Und die Oberonier waren genauso anwesend wie geringere Delegationen.

Der Marsianer hatte seine Rede mit einem Aufruf zur Abrüstung beendet. Ich ließ die Kassette weiterlaufen, schaltete mich jedoch in automatisch verschlüsselte Direktverbindungen mit meiner Zeitung auf der Erde. Wenn sie sich über die Abrüstung unterhielten, wollte ich bereit sein, meine Kommentare dazu abzugeben. Ich wußte vermutlich besser als Dutzende anderer, wie wichtig dieser Punkt geworden war.

Ein Oberonier meldete sich zum Wort. Der Vorsitzende des Tages, ein schlaksiger, dämonenschwarzer Kallistoer, erteilte es ihm, und der Mechanoübersetzer klickte und summte, als die Umstellung von Marsianisch auf den rheanischen Dialekt dieses Oberoniers vorgenommen wurde.

Durch die synchronisierte stroboskopische Beleuchtung gesehen, bot der Oberonier einen beeindruckenden Anblick. Wie die meisten seiner Rasse war er über viereinhalb Meter groß, und die geringe Schwerkraft seiner Heimatwelt hatte ihn auch in die Breite gehen lassen. Auf der Erde hätte er nahezu vierhundertfünfzig Kilo gewogen. Abgesehen davon, daß sie ungeheuerlich viel größer sind, ähneln die Oberonier Lemuren mit dickem Fell, das auf ihren kalten Welten unbedingt erforderlich ist. Ihr Pelzmuster erinnerte mich an ein Stinktier – und ihre Politik ebenfalls.

Ich war schon bereit, die diplomatische Geheimhaltung zu vergessen und meinem Verlag eine heiße Nachricht zu schicken, denn ich war sicher, daß der Oberonier sich nicht um das Thema des vorherigen Sprechers kümmern, sondern ein neues anschneiden würde. Wenn der Geheimreport stimmte, würde das Thema Abrüstung tabu für ihn sein. Aber ich hatte mich getäuscht. Der Oberonier umging dieses Thema weder, noch sprach er gegen die Abrüstung. Er legte, ganz im Gegenteil, einen sehr gut ausgearbeiteten Plan dafür vor und einen Vorschlag für eine interplanetarische Polizei mit unbeschränkter Vollmacht, jeden Teil des Planeten zu überprüfen, ob die Abrüstungsmaßnahmen auch eingehalten wurden, und im Notfall ihre Durchführung mit Gewalt zu sichern.

Natürlich konnte es in diesem Vorschlag Hintertüren geben, durch die der Oberonier sich hinauszuwinden beabsichtigte, und nach allem, was ich über die Falschheit dieser Burschen gehört hatte, mußte es sie einfach geben. Doch selbst ich, der ich nach solchen Hintertürchen Ausschau hielt, gerade weil ich etwas wußte, das die Oberonier als Staatsgeheimnis bezeichneten, fand keine.

Jedenfalls genügte es, mich für die Oberonier einzunehmen und meine Meinung über sie zu ändern. Ich hatte geradezu das Bedürfnis, mich in die subarktische Kälte ihrer Abteilung zu wagen, dem Sprecher die Hand zu schütteln und mich bei ihm zu entschuldigen. Nur gut, daß ich es nicht getan habe!

An diesem Tag wurden noch viele Reden gehalten, aber keine von sonderlicher Wichtigkeit. Nachdem ich meine Notizen und Kommentare – ohne jedoch etwas über die Geheimnachricht verlauten zu lassen – an meine Zeitung übermittelt hatte, kehrte ich in mein Zimmer zurück. Ich kam jedoch nicht zu weiterem Nachdenken, denn ohne auch nur anzuklopfen, platzte Barbara King herein. Sie kam nicht allein. Ihr Begleiter war – ein Merkurier!

Natürlich war es kein lebendiger Merkurier, die gibt es nicht mehr, sie wurden ihm vergangenen Krieg bis auf den letzten Mann ausgerottet. Das hier war einer der merkurischen Halbroboter, ein Metallkörper mit lebendem Gehirn des höchsten Typus der Merkurier. Na, das war schon was! Selbst die einfachen Merkurier waren hochintelligent gewesen. Die Ehre, sein Gehirn in einen Metalikörper versetzt zu bekommen, beraubte einen natürlich so mancher physischer Annehmlichkeiten, aber es brachte auch Vorteile mit sich – eine Lebenserwartung beispielsweise von tausend Merkurjahren, das sind etwa fünfzehnhundert Erdjahre, sowohl als auch absolute Immunität gegen Krankheiten, andere Leiden und Alterserscheinungen.

Der Merkurier sprach als erster, das heißt, er sprach nicht laut, sondern übertrug seine Gedanken auf uns.

»Ich hatte nicht den Wunsch zu kommen«, erklärte er ernst. »Es ist gegen die Konferenzbestimmungen, daß Delegierte verschiedener Mächte miteinander fraternisieren. Aber Ihre junge Freundin hier übte einen gewissen Druck auf mich aus.«

Barbara errötete. »Nicht gegen Ihren Willen«, erinnerte sie ihn laut. »Das Ganze ist nicht weniger in Ihrem Interesse als in unserem.«

»Das stimmt«, gestand er zu. »Aber es ist bei uns nicht üblich, daß wir gegen Bräuche verstoßen – auch nicht gegen die anderer Rassen.«

Ich war immer noch im dunkeln, was sie mit ihrem Besuch bei mir bezweckten. Da begann er auch schon zu erklären. »Ist Ihnen etwas an der Wortwahl des Vorschlags aufgefallen, den der rheanische Delegierte heute zur Sprache brachte?« fragte er. »Nein? Das dachte ich mir. Es sollte auch nicht beachtet werden. Würde der Vorschlag angenommen, bedeutete es das Verbot der Konstruktion aller existierenden Kriegsschiffstypen. Jene, die bereits erbaut sind, würden entweder vernichtet oder so umgeändert werden, daß sie nie wieder für Kriegszwecke benutzt werden könnten. Und eine gründliche Überwachung durch eine fähige Polizei würde jegliche Übertretung dieses Gesetzes unmöglich machen. Ich habe Grund zur Annahme, daß die Oberonier bereit sind, sich genau an diese Bestimmung zu halten, auf den Buchstaben genau. Aber nicht mehr!«

Hier unterbrach ihn Barbara mit düsterer Miene. »Was er damit sagen will, Lee, ist die Klausel in der Definierung von Schlachtschiffen. Ich lese sie dir vor. Das Konstruktionsverbot gilt für *>alle Schiffe, ganz oder zum größten Teil aus Stahl, Eisen, einem ähnlichen eisenhaltigen Metall oder einer allotropischen Form davon, mit Ausnahme von...<* Nun, den Rest erspare ich dir. Die Ausnahme sind kleine Schiffe. Na, siehst du den Haken?«

»Nein«, gestand ich ehrlich. »Man kann Passagier- und Frachtschiffe ohne Metall bauen, aber ein Kriegsschiff braucht eine Panzerung gegen Strahlenkanonen, und die läßt sich nicht ohne Eisenlegierungen herstellen, etwas anderes ist nicht

widerstandsfähig genug. Die Erde hat bereits so gut wie alles andere durchprobiert.«

»Ja, die *Erde!*« konterte sie. »Aber ist dir denn noch nicht eingegangen, daß das Oberonische Imperium nicht die Erde ist? Es unterscheidet sich beträchtlich von ihr – und dieser Unterschied ist wichtig. Die Oberonier haben eine allotropische Form von Quecksilber entwickelt. Sie ist härter als jeder bisher hergestellte Stahl. Als Strahlenschutz könnte sie gar nicht idealer sein. Sie ist leichter als der übliche Stahl, und sie scheint jegliche Voraussetzung für die Verarbeitung für Schlachtschiffe zu besitzen. Aus unserem Gesichtspunkt hat sie jedoch einen Fehler – bei normalen Erdtemperaturen ist sie flüssig.«

Ich verstand. »Kannst du beweisen, was du da sagst?« fragte ich gespannt. »Woher weißt du das überhaupt alles?«

Der Merkurier antwortete an ihrer Statt. »Wir vom Merkur haben eine besondere Fähigkeit, Gedanken zu lesen. Wir benutzen sie jedoch normalerweise nicht, weil das unhöflich wäre. Aber hin und wieder bedingt eine Situation es. Sie werden verstehen, daß ich mir die Beweisführung nicht leisten kann, denn dazu müßte ich zugeben, daß ich die Privatsphäre des oberonischen Delegierten verletzt habe.«

Das sah ich ein. Ich mußte mir also etwas einfallen lassen. Ich wollte gerade damit anfangen, als Barbara sagte: »Das ist noch nicht alles. Es gibt tatsächlich ein geheimes Oberonisches Reich! Auch das las unser Freund hier in den Gedanken des rheanischen Delegierten. Es wird von einem Diktator regiert, nicht dem ehemaligen Kaiser, noch einem seiner Nachfolger. Der Diktator ist ein alter fanatischer Militarist, der den Kaiser überhaupt erst zum Krieg zwang. Wir konnten seinen Namen nicht erfahren, dafür aber etwas anderes. Er befindet sich gegenwärtig in einem Kriegsschiff, das aus dem neuen Material hergestellt wurde, und zwar irgendwo im Raum, keine hundertfünfzigtausend Kilometer von hier.«

Mehr als eine Stunde diskutierten wir drei über das Problem, ohne jedoch zu einer brauchbaren Lösung zu kommen. Obgleich

die hohe Intelligenz des Merkuriers außer Zweifel stand, war er offenbar nicht in der Lage, sich etwas Konstruktives für unser Dilemma einfallen zu lassen. Seine Stimmung wurde immer düsterer, je länger wir uns berieten. Schließlich verabschiedete er sich, nachdem er sich vergewissert hatte, daß er unbeobachtet in seine eigenen Räumlichkeiten zurückkehren konnte. Er sagte, wir sollten uns keine Sorgen machen. Damit ließ er durchblicken, daß er sich der Sache annehmen und sie aus der Welt schaffen würde. Ich sah nur nicht, wie. Das verheimlichte ich Barbara auch nicht. Aber sie schien erstaunlicherweise sehr viel Vertrauen in ihn zu setzen.

»Vergiß nicht, Lee«, sagte sie, »es bedeutet einen Verstoß gegen seine Erziehung und Ausbildung, daß er überhaupt hierhergekommen ist. Er versprach, uns zu helfen, und das wird er auch. Ich weiß genausowenig wie du, was er tun kann, aber du kannst dich darauf verlassen, daß er etwas unternehmen wird.«

Und das tat er wahrhaftig. Am nächsten Morgen wußte es jeder in Juno. Irgendwann während der Nacht hatte er sich mit einer Heliostrahlepistole durch die metallische Kopfhülle geschossen und so sein nahezu unsterbliches Gehirn zerstört.

Seine Antwort auf ein unlösbares Problem war also Selbstmord gewesen!

Ein Sonderschiff brachte seine unsterbliche Hülle zu seinem Heimatplaneten zurück, und ein stellvertretender Delegierter nahm seinen Platz ein, bis ein vollakkreditierter vom Merkur kommen konnte.

Während der drei Tage, bis der neue Delegierte ankam, machte die Konferenz erstaunliche Fortschritte. Der Vorschlag der Oberonier war angenommen und mit Zusatzbestimmungen durch Abgeordnete von anderen Planeten implementiert worden. Eine interplanetare Polizei hatte man bereits genehmigt. Ihre Angehörigen sollten von allen Planeten gestellt und bezahlt werden. Ein Eisenspürer – ein bisher wohlgehütetes militärisches Geheimnis der Kallistoer – war an alle zur Benutzung durch die

neuen Polizeikräfte ausgehändigt worden. Damit war es möglich, ein auch nur mit Eisen ausgestattetes Schiff bereits aus einer Entfernung von einer dreiviertel Million Kilometer aufzuspüren und die Kanonen darauf zu richten, ohne es schon auf dem Sichtschirm zu haben.

Die Aussichten auf einen beständigen Frieden wären rosig gewesen – wenn es den Oberoniern nicht gelungen wäre, dieses neue Metall zu entwickeln. Denn jede Note zur Abrüstung war im Grunde genommen ein Abklatsch oder vielleicht eine Erweiterung des ursprünglichen oberonischen Vorschlags. Und an der Definierung eines Kriegsschiffs änderte sich nicht das geringste.

Ich machte den terrestrischen Delegierten gegenüber Andeutungen, so gut ich es eben konnte, ohne mich in die Nesseln zu setzen, aber die Hände waren mir gebunden, ich hatte Barbara fest versprochen zu schweigen. Bis jetzt war es auch noch nicht absolut erforderlich, daß ich aktiv eingriff, denn mit der totalen Abrüstung, einschließlich der Demontage aller Raketen, würde nicht vor Ende der Konferenz, nachdem alle unterzeichnet hatten, begonnen werden. Wenn es jedoch erst soweit war, durfte ich mein Versprechen nicht länger halten, sondern mußte meine Geschichte dem nächsten terrestrischen Diplomaten erzählen, von dem ich glaubte, daß ich ihn überzeugen konnte.

Ich sah Barbara in diesen drei Tagen kaum, denn wir waren beide sehr beschäftigt, und obwohl ich es versuchte, sie allein zu treffen, hatte ich keine Chance und konnte so auch nicht herausfinden, was sie zu tun beabsichtigte.

Der neue merkurische Delegierte kam, und nichts geschah. Ich gehörte zu den Reportern, die ihn bei der Landung zu interviewen versuchten. Aber er nahm sich keine Zeit für ein persönliches Gespräch, sondern verteilte gedruckte Erklärungen und zog sich sofort in seine Räumlichkeiten zurück.

Aber in dieser Nacht hatte ich Grund, mich genau an ihn zu erinnern. Ich erwachte und stellte fest, daß sich jemand in meinem Zimmer befand und in meinen Sachen stöberte. Ich erhob mich, um etwas gegen den Einbrecher zu unternehmen,

als er herumwirbelte und mich anstarrte. Es war der neue Delegierte vom Merkur.

Die Geisteskraft der Merkurier ist immens. Seine Augen aus Metallglas schienen in einem inneren Feuer zu brennen, als ihr Blick tief in meine drang. Ich hatte das Gefühl, sie würden immer größer und feuriger, und dann schlief ich wieder ein.

Sich reiner Hypnose zu bedienen ist für einen Erdenmenschen so gut wie unmöglich, aber der überlegenen Geisteskraft des Merkuriers gelang es, meine so völlig zu beherrschen, daß ich seinem unausgesprochenen Befehl, zu schlafen, gehorchen mußte.

Aber dieser Befehl hatte keine anhaltende Wirkung. Sie verging vermutlich schon nach Sekunden. Als ich wieder ganz bei mir war, hörte ich, wie die Tür sich leise schloß. Sofort sprang ich aus dem Bett und schaute meine Habseligkeiten durch. Ich stellte schnell fest, worauf der Merkurier ausgewiesen war – auf meinen Photoschlüssel zum Pressezimmer. Hastig schlüpfte ich in meinen Coverall und folgte ihm.

Auf den Korridoren war niemand zu sehen. Die Tür des Pressezimmers stand offen, und der Nachtwächter darin schlief. Die Halle war dunkel und, vom Merkurier und mir abgesehen, leer. Ich spähte durch die verwischenden, leicht verschwommen wirkenden durchsichtigen Scheiben und versuchte, ihn auszumachen. Ah ja, er schritt eilig durch den kallistoer Teil zum oberonischen dahinter.

Ich folgte ihm, obgleich ich für ein solches Abenteuer völlig unvorbereitet war. Die kallistoer Abteilung, das wußte ich, konnte mir nicht schaden. Der Luftdruck war ein bißchen niedriger, und die Luft selbst roch penetrant nach seltenen Gasen, aber ansonsten unterschied sie sich nicht sehr von der Erde. Doch die oberonische – hier handelte es sich um den rheanischen Teil – war anders. Sie war kalt, verdammt kalt. Also war ich gezwungen, dem Merkurier aus sicherer Entfernung zuzusehen. Es schien etwas – was, konnte ich nicht sehen – mit dem Mechanoübersetzer zu machen. Und dann kam er zurück.

Ich drückte mich in eine Ecke und wartete, bis er vorüber war, dann folgte ich ihm durch das Pressezimmer, vorbei an dem bewußtlosen oder vielmehr schlafenden Nachtwächter, und legte mich wieder ins Bett. Ich schlief sofort ein, und als ich aufwachte, war mein Lichtschlüssel an seinem Platz.

Das war der Morgen des Tages, als das Oberonische Reich endgültig scheiterte...

Barbara King sah, wie es geschah. »Ich kam aus meinem Zimmer«, erzählte sie mir, als wir am Abend gemeinsam feierten, »und hatte ein wenig Zeit übrig, außerdem ahnte ich, was geschehen würde. Ich spazierte die Promenade entlang. Glücklicherweise schaute die Erdabteilung genau in die Richtung. Es war ein riesiger blauer Blitz. Er überlagerte die Sterne und blendete mich.«

»Und er tötete den oberonischen Diktator«, fiel ich ein. »Aber ich bin mir über einige der Details nicht klar.«

Ich wandte mich an den stählernen Merkurier, dessen Geist spürbare Güte ausstrahlte. »Ich weiß natürlich, daß Sie alles, was in den Köpfen der Oberonier herumspukte, auffangen konnten. Deshalb erfuhren Sie auch von der Richtstrahlverbindung mit dem Diktator auf dem neuen allotropischen Quecksilberschiff. Und als Sie dieses superheterodyne Gerät an ihrem Geheimsender anbrachten, verursachte es eine Vibration im Empfänger auf dem Schiff. Ich glaube Ihnen, daß eine Vibration dieser speziellen Art genügt, ein solches Schiff zu zerstören, weil sie die komplexe Anordnung der Quecksilberatome zur Auflösung bringt. Aber was ich gern wissen möchte, ist, wieso Sie ausgerechnet dieses Gerät bei sich hatten.«

Die Gedanken des Merkuriers wurden plötzlich sehr ernst. »Wir stehen tief in der Schuld meines Vorgängers, des Delegierten, der sich für uns alle opferte. Sie müssen wissen, daß Gedankenübertragung normalerweise nur über kurze Entfernungen möglich ist. Doch durch konzentrierteste Anstrengung kann der Gedanke so sehr verstärkt werden, daß er jeden Empfänger

erreicht, auf den der Sender abgestimmt ist, wo immer er sich auch bis zu Entfernungen von Hunderten von Millionen Kilometer befinden mag. Doch zehrt eine solche Anstrengung sehr stark am Verstand des Senders.

Mein Vorgänger, der mir ein sehr naher Freund gewesen ist, setzte seine ganze Geisteskraft ein, um mich auf dem Merkur über alles zu informieren. Dann, als er die ersten Anzeichen des Verfalls spürte, tötete er sich. Und auch das erfüllte den beabsichtigten Zweck. Als Nachfolger für einen Verstorbenen erweckte mein Kommen keinen Verdacht. Auch durfte mein Diplomatengepäck nicht durchsucht werden. Ich war also in der Lage, das Gerät ohne Schwierigkeiten hierherzubringen.«

Barbara nickte. »Ich war ziemlich sicher, daß Ihr Freund etwas unternehmen würde.«

Ich lehnte mich zurück und zündete mir voll Behagen eine Zigarette an. Diese kleineren Mächte mit ihren ungeheuren Geisteskräften gaben wirklich gute Verbündete ab.

Anfang 1942 erhielt ich ein Telegramm meiner früheren Vorgesetzten von Popular Publications. Sie boten mir an, mich wieder einzustellen, zwar nicht auf einem so verantwortungsvollen Posten, wie ich ihn zuvor gehabt hatte, als Redakteur, wo ich für mein Magazin annehmen oder ablehnen konnte, was ich für richtig hielt, sondern als Assistent Alden H. Nortons, der eine ganze Reihe verschiedener Pulps herausgab. Aber es hatte auch eine verlockende Seite. Als selbständiger Redakteur hatte ich zwanzig Dollar die Woche verdient, für den Assistentenposten waren sie bereit, fünfunddreißig auf den Tisch zu blättern.

Ich überlegte nicht lange. Das regelmäßige Gehalt war unwiderstehlich. Außerdem würde es mir Spaß machen, für Al Norton zu arbeiten, denn er war ein sehr fähiger und tüchtiger Mann. Er war ursprünglich als Redakteur für die Sportzeitschriften eingestellt worden, dann hatte man ihm auch andere Reihen

übertragen, wie Kriminalromane, Horror-, Western- und Luftkrieg-Stories, bis er schließlich auch meine beiden SF-Magazine erbte. Ich durfte bei allen mithelfen.

Wenn ich so überlege, handelte es sich dabei nicht gerade um herausragende Beispiele amerikanischer Literatur, obgleich tatsächlich hin und wieder ein paar sehr gut geschriebene Sachen darunter waren, erstaunlicherweise ein Teil davon in den Sportmagazinen, einiges auch in den Western. Ein paar Autoren – beispielsweise fand ich Joel Townsley Rogers beachtlich gut, verglichen mit den Schreiberlingen, die Norton gewöhnlich ihre Sachen anboten – schienen mir geradezu literarisch zu sein. Aber im allgemeinen machte das Redigieren von Stories etwa soviele Vergnügen wie das Reinigen von Abflußrohren.

Die Luftkrieg-Magazine waren besonders grauenvoll, einige von ihnen wurden auf Vertragsbasis von jeweils einem einzigen Autor verbrochen. Diese Stories zu redigieren war eine Qual. Als die beiden Magazine, die von solchen Vertragsautoren verfaßt wurden, aufgrund der Papierknappheit des zweiten Weltkriegs eingingen, bemerkten die beiden Schreiberlinge, sie müßten einen neuen Abnehmer finden. »Ich versuche es bei der SATURDAY EVENING POST«, erklärte der eine, während der andere beschloß, von nun an Krimis zu verfassen, weil er der Ansicht war, daß die Filmrechte dafür eine Menge Geld einbringen würden. Wir feixten hinter vorgehaltenen Händen – aber die SATURDAY EVENING POST kaufte tatsächlich alles an, was der erstere ihnen schickte, und zwar zu einem zwanzigmal höherem Honorar, als wir ihm je gezahlt hatten, und zumindest zwei der Krimis des anderen wurden sehr erfolgreiche Filme.

Wie John F. Kennedy gern bemerkte: »Es geht auf der Welt nicht gerecht zu.«

Bei solch einer Konkurrenz wie dem Mist, den ich Tag für Tag bearbeiten mußte, faßte ich den Mut, für Abnehmer außerhalb des SF-Markts zu schreiben, und es stellte sich heraus, daß ich keine Schwierigkeiten hatte, meine Sachen an den Mann zu bringen. Als erstes wurden meine Liebesgedichte angenommen. Wie fast alle Teenager mit ein wenig Begabung hatte ich ein paar

geschrieben, um die Mädchen meiner Bekanntschaft zu beeindrucken. Ich konnte es kaum fassen, daß man mir auch noch Geld dafür geben würde. Doch ich sollte noch weitere Wunder erleben. Man zahlte pro Zeile zehn Cent. Meine Zeilen waren ziemlich lang. Da zeigte die verantwortliche Redakteurin Mitleid mit mir. Sie war eine ehemalige Trapezkünstlerin namens Jane Littell. Sie wies mich darauf hin, daß ich die Zeilen aufteilen könnte. Sie würden dadurch nicht nur wirkungsvoller, sondern brachten mir auch das Dreifache ein.

Trotzdem war mit Liebesgedichten nicht viel zu verdienen. Ich mochte Janie sehr, aber ich brachte es einfach nicht fertig, Liebesromane für ihre Reihen zu schreiben, genausowenig, wie ich je einen Western verfassen konnte. Aber alles andere versuchte ich. Für die Pulp wurden eine straffe Handlung und Action verlangt. Ich stellte mich darauf ein und lernte es gründlich, vielleicht gründlicher, als gut für mich war. Und ich glaube, das machte sich sogar in der SF bemerkbar, die ich zu der Zeit schrieb, wie beispielsweise in *LEBE WOHL, ERDE!* Diese Story erschien in der Februar-Nummer 1943 von *ASTONISHING STORIES*.

LEBE WOHL, ERDE!

1. DIE HERREN DER VASALLENERDE

Collard besuchte mich vor einer Weile. Er sagte mir, daß sie fast fertig seien. Ich habe noch etwa eine Stunde, dann bin ich an der Reihe. Ich weiß nicht, was geschehen wird. Ich glaube, ich werde sterben, wenn sie mich den Strahlen ihrer Maschinen aussetzen, um mich zu ihrem Geschöpf zu machen, zu einer Marionette, damit ich mich über die Gesetze und die Weisheiten der Anderen lustig mache. Ich wollte, ich könnte jetzt sterben, aber das läßt die Kraft nicht zu, die die Anderen mir gaben. Ich habe es schon mit Gift versucht, doch es wirkte nicht. Aber ich habe noch sechzig Minuten. Sollte in dieser elften Stunde etwas geschehen, daß die Herrschaft der Anderen wieder errichtet wird, möchte ich meine Geschichte für die niederlegen, die nach mir kommen – für die, die den Anderen treu ergeben sind.

Ich bin sicher, daß Collard mich absichtlich hier eingesperrt hat, von wo aus ich sehen kann, wie Gleichgesinnte zu der Maschine gebracht und einer Gehirnwäsche unterzogen werden.

Aber auch das entmutigt mich nicht, alles aufzuschreiben.

Um vor Verrat sicher zu sein, übernehmen die Anderen die Auswahl selbst. Die menschlichen Regierungen auf der Erde sind weder stark noch gut organisiert, aber sie versuchen so manchen Trick, um jemanden in die Vier und vier zu schmuggeln.

Ich wußte gleich, als ich meine Bewertung auf der Ehrenliste sah, daß ich als einer der Vier und Vier erwählt werden würde, um so mehr, als Beauftragte der Anderen sich eingehend bei meinem Vater und in der Nachbarschaft über mich erkundigten. Aber Wirklichkeit wurde es erst, als man mich nach Lincoln zum Präsidenten befahl.

Eine lange Zeit war es immer schlimmer geworden. In der menschlichen Geschichte hat es stets Unruhestifter gegeben.

Ehe die Anderen mit ihren Wirtschafts- und Sanitätsgesetzen kamen, war es natürlich noch ärger. Aber ich persönlich hatte es noch nie so schlimm wie jetzt gesehen. In der Röhre zum Raketenhafen wurde ich von einem schäbig aussehenden Mann belästigt, der sehr verstohlen tat. Er wußte offenbar, daß ich auserwählt worden war. Seine Stimme klang drängend, aber was er sagte, war absurd. Er brabbelte vom Recht der Menschen, ihren Planeten selbst zu regieren, über die Intoleranz und Starrheit der Gesetze der Anderen.

Ich befahl ihm, mich in Ruhe zu lassen. Wäre ein Gesetzeshüter in der Nähe gewesen, hätte ich den Burschen wegen Hochverrats verhaften lassen – obwohl er bei unseren korrupten Gerichten vermutlich ohnehin wieder freigekommen wäre. Ich sagte ihm, was ich von ihm und seinesgleichen hielt. Ich versuchte, ihm vernünftig zu erklären, wie viel Gutes die Anderen für die Erde getan, wie sie den Irrsinn des Krieges und internationaler Streitigkeiten und die Absurdität der Demokratie und der freien Wahlen beendet hatten. Ich überzeugte ihn nicht, aber er erkannte aus meiner Haltung, daß ich kein Schwächling war. Als er sich umdrehte, glaubte ich, unterdrückte Tränen in seinen Augen zu sehen, und den Rest der Fahrt fühlte ich mich beobachtet.

Wie stolz ich war, daß ein Anderer in Präsident Gibbs' Büro anwesend war – und ein sehr bedeutender noch dazu. Sie wissen ja selbst, daß sich stets nur siebenundsiebzig von ihnen auf der Erde aufhalten und deshalb wenig Zeit haben, sich persönlich mit den Menschen zu beschäftigen, denn schließlich müssen sie ja ihren Forschungen nachgehen, was die Möglichkeiten und Rohstoffquellen und die Geschichte der Erde betrifft – alles natürlich zum Wohl der Menschheit.

Die Anderen sind einfach großartig, sie arbeiten hundert Prozent der Zeit. Menschen sind da natürlich im Nachteil, weil sie schlafen müssen. Aber selbst wenn sie wach sind, vergeuden sie Stunden mit Unnützem – sie schreiben Bücher, lesen, geben sich mit Spielen ab und unterhalten sich – große Kraft! Wieviel sie ständig reden! Ich bin menschengeboren und sollte mir nicht

schmeicheln, doch selbst die Anderen sagten, ich sei mehr wie sie. Ja, darauf bin ich stolz – ich fürchte nur, daß die Maschine die Erinnerung daran schon in einer Stunde auslöschen wird oder mich dazu bringt, sie zu hassen. Wie schrecklich, sie wird mich wieder menschlich machen.

Jedenfalls war der Andere beim Präsidenten sehr beeindruckend. Ich hatte schon ein oder zwei Andere gesehen, doch dieser hier hatte breite orangefarbige Ringe um die Iris, was bedeutete, daß er zur Königsklasse gehörte. Er war groß, grauhäutig und durch das Gewicht seiner schweren Schwingen, die aus dem hageren Rücken wuchsen, nach hinten geneigt. Die Anderen, so wird behauptet, wären vor endloser Zeit in den Gewässern ihres Heimatplaneten geschwommen. Fliegen konnten sie mit diesen Schwingen gewiß in keiner Atmosphäre, auch nicht in der niedrigen ihrer sterbenden Welt.

Als Angehöriger der Königsklasse hatte der Andere einen Namen. Er hieß Greg. »Du bist Ralph Symes«, sagte er. »Du wurdest als einer der Vier und Vier erwählt. Tritt vor mich!«

Ich tat es. Seine orangeumrandeten beigen Augen drangen tief in mich. Sie wirkten schwer und finster, und ich schämte mich, ein Mensch zu sein. Doch da erinnerte ich mich, daß ich das nur durch das Mißgeschick der Geburt, aber dafür durch Auswahl einer der Vier und Vier war. Jetzt erst wagte ich, zu ihm aufzuschauen.

Da erhob sich Präsident Gibbs. Er war mir zuvor gar nicht aufgefallen, obgleich er für einen Menschen eine gute Figur machte. In seiner Jugend wäre er gern einer der Vier und Vier geworden, und er hätte es fast geschafft, aber eine körperliche Schwäche verhinderte seine Wahl. Doch später wurde er Präsident, das war zumindest ein kleiner Trost.

»Bürger Ralph Symes«, sagte er. »Dir widerfuhr die Ehre, als einer der Vier und Vier auserwählt zu werden. Du kennst die Strafe, wenn du die Wünsche Gregs und seiner ehrenwerten Genossen nicht ausführst. Deine Ausbildung beginnt in einer halben Stunde.

Hundert Tage später erhältst du deine Anweisungen. Was sie sind, weiß weder ich noch sonst ein Mensch, außer den Vieren und den Vieren.« Er handigte mir ein großes, reichverziertes Kästchen aus. »Das ist deine Krone. Halte sie in Ehren. Einstweilen ist sie nur ein Symbol deines Status, doch nach hundert Tagen, wenn sie auf deinen Geist abgestimmt ist, wird sie zum mächtigsten Schirm und zur stärksten Waffe, die je erschaffen wurden. Benutze sie nie ohne Überlegung.«

Greg, der wie alle seiner Art immer arbeitete, hatte sich nicht an der Rede beteiligt, sondern etwas Mysteriöses mit den Knöpfen eines kleinen, in seiner Kristallsessellehne eingelassenen Apparats getan. Er schaute nun flüchtig auf. »Sie erwarten dich. Bring ihn ins Schiff, Präsident.« Das letzte Wort klang fast, als gäbe ein Erwachsener einem Kind aus Spaß einen ehrenvollen Titel. Gregs Lippen zogen sich dabei fast wie in einem Lächeln zusammen. Allerdings lächeln die Anderen nie richtig, zumindest nicht wie Menschen, die aus dem geringsten idiotischen Anlaß lachen.

Ich sah mich erstaunt um, denn jetzt wurde mir erst klar, was mir in der bisherigen Aufregung gar nicht bewußt geworden war. Außer Greg, dem Präsidenten und mir befand sich niemand in diesem Raum. »Verzeihen Sie«, sagte ich. »Aber wann findet die Ehrung statt?«

»Ehrung?« fragte Greg so sanft, daß ich fast die schneidende Schärfe dahinter überhörte. »Was meinst du damit?«

»Nu-un, die – die Ehrung«, stammelte ich. »Die – die Aufnahme. Wenn man mir die Krone aufsetzt. Meine Einführung als einer der Vier und Vier, wenn wir zusammenkommen, und dann das Fest. Verzeihen Sie mir«, fuhr ich fort, »aber ich hatte erwartet...«

Präsident Gibbs unterbrach mich. »Aufgrund der Unruhen...«

Aber Gregg winkte ab. »Es findet keine formelle Ehrung statt«, sagte er, und diesmal war die schneidende Schärfe unüberhörbar. »Du hast deine Krone, das genügt. Stellst du meine Handlungsweise in Frage?«

Bittere Enttäuschung wallte in mir auf. Solange ich mich erinnern konnte, hatte ich von dieser Feier geträumt. Es ging fast über meine Kräfte, es mir nehmen lassen zu müssen. Die Menschenmenge, die Jubelrufe, mein Vater, aufgeregt, weil er mich zum letztenmal sah... Aber ich war einer der Vier und Vier und durfte keine menschlichen Gefühle haben. »Verzeihen Sie mir«, sagte ich zum drittenmal. Das war alles. Greg blieb sitzen und schaltete an seinem Sessellehnenapparat, während der Präsident mich hinausbegleitete – und *er* öffnete die Tür für *mich!*

Ich stieg in das wartende Zipschiff und hörte eine Sekunde später die Raketen aufheulen. Gleich darauf schlief ich ein. Vermutlich war in meinem Abteil ein Hypnofon untergebracht gewesen, denn als ich erwachte, befand ich mich in einem Bett in einem fremdartigen Zimmer. Doch ehe ich einschlief, dachte ich noch, wie ungewöhnlich es war, daß die Anderen eine Änderung ihrer Routine zugelassen hatten. Die Ehrung war Teil der Herrschaft der Anderen über die Vasallenerde. Die Unruhen, die Präsident Gibbs erwähnte, mußten noch weitere Verbreitung haben, als ich auch nur ahnte.

Also, ich erwachte in einem fremdartigen Zimmer... Aber ich bin kein Verräter, auch wenn die Maschine mich in dieser brennenden Stadt in einem sterbenden Reich vielleicht zu einem machen wird. Doch welchen Foltern sie mich auch aussetzen werden, ich werde nicht verraten, was ich zu verehren geschworen habe. Ich hätte Collard gleich töten sollen, als er ein Abtrünniger der Vier und Vier wurde! Was ich in den hundert Tagen lernte, habe ich bei den verschlungenen Triangeln der Anderen geschworen, niemandem zu sagen. Das werde ich auch nicht, aber Collard wird es vermutlich.

Ich lernte viel. Ich bin nicht mehr menschlich, auch nicht im Aussehen. Ich verfüge jetzt über große Kraft und brauche, wie die Anderen, keinen Schlaf mehr. Harte Tage verbrachten wir in den Strahlenkammern, ich und die anderen drei jungen Männer, die mit mir auserwählt worden waren. Hätten Sie uns vor den hundert Tagen gesehen, würden Sie uns für Brüder gehalten

haben, denn die Meister wählen nach hohem Wuchs, Kraft und Vitalität. Aber nach den hundert Tagen waren wir identisch, aus der gleichen Matrize gestanzt, im gleichen Feuer geschmiedet und auf gleiche Weise ausgebildet.

Das tierische Rosa unserer Haut wurde zu einem grünen Ton, als unsere Körper Chlorophyllzellen aufnahmen. Wir können reiche Lichtenergie absorbieren und sie wie eine Pflanze in Wärme und Kraft umwandeln. Auch auf andere Weise wurden unsere Körper transmutiert. Gewiß, wir müssen auch jetzt noch essen, aber die Nahrung dient lediglich der Erneuerung abgestorbener Zellen, nicht zur Stärkung.

Die hundert Tage vergingen. Collard und ich und zwei andere, die unwichtig sind, weil sie nicht mehr leben, waren die vier Jungen. Die Vier und Vier werden nicht alle zusammen ausgebildet. Die vier Mädchen erhalten eine andere Ausbildung, nämlich als einfache Recorder, als lebende Bibliotheken für die Anderen. Auch sie kommen in Strahlenkammern, aber diese Strahlen sind von einer anderen Art. Ihre Gedächtniskraft wird erhöht, und ihre anderen Funktionen werden verringert. Die weisen Anderen tun nichts Unnötiges. Soviel darf ich ruhig sagen, das ist kein Geheimnis. Collard wird bald zur Erde zurückkehren. Er ist der erste Mensch, der die Reise in diese Richtung macht. Ich kann nur beten, daß die Anderen auf ihn vorbereitet sind.

Die Anderen auf der Erde studieren die Erde und ihre noch unerschöpften Potentiale. Was sie erforschen, wird telepathisch den durch die Strahlen verstärkten Gehirnen der vier Mädchen übermittelt. In den hundert Tagen werden die Mädchen zu Telepathen gemacht, und dann bürdet man ihnen diese ungeheure Wissenslast auf, ein ganzes Jahr lang. Nach diesem Jahr schickt man sie auf die grüne Welt, von der die Anderen kommen.

Und die vier Jungen bringen sie dorthin, das ist unsere Bestimmung.

Ich werde nicht niederschreiben, wie das vor sich geht, denn falls Collard stirbt, muß es ein Geheimnis bleiben. Ich sage nur, daß unsere Kronen viel damit zu tun haben. Sie sind nicht nur ein mächtiger Schild und eine wirkungsvolle Waffe, sondern auch die perfekten Transportmittel. Mit ihrer Hilfe können wir die Schwerkraft aufheben und mit Lichtgeschwindigkeit dahinbrausen. Und da wir nicht zu atmen brauchen, können wir uns damit auch durch das All bewegen.

Doch genug davon. Die Flammen lodern immer noch in der Stadt, und meine Stunde nähert sich ihrem Ende, also fahre ich schnell fort.

Die hundert Tage vergingen, und wir waren keine Menschen mehr. Wir vier Jungen waren zusammen und bei uns die beiden Anderen, die unsere Ausbildung überwacht hatten. Einer von ihnen befahl uns, die purpurroten Coveralls mit den verschlungenen Triangeln der Anderen anzuziehen, denn sie würden durch ihre Isolierung verhindern, daß wir zuviel Energie von den Strahlen der Sonne aufnahmen, solange wir uns noch in Erdnähe befanden, und gleichzeitig würden sie uns warm halten, wenn wir im weiten All unterwegs zu dem fernen Stern waren, um den der Planet der Anderen seine Bahn zog.

Ein Zipschiff landete neben uns. Zwei Menschen – von der Sonderpolizei –, in ähnliche Coveralls gekleidet wie wir, doch ohne Kronen, waren die gesamte Besatzung. Einer stieg aus, der andere hob vier schlaffe Gestalten zu ihm hinaus – die vier Mädchen. Sofort kletterte der erste wieder hinein, und das Schiff setzte ab.

Es gab keine weiteren Anweisungen. Wir wußten, was wir zu tun hatten. Collard, ich und die beiden anderen hoben je eines der bewußtlosen, nicht atmenden Mädchen auf, deren Metabolismus angehalten worden war, damit sie die Reise durch den luftleeren Raum unbeschadet überstehen würden.

Die Anderen beobachteten uns schweigend. Collard war unser Führer – Collard mit dem merkwürdigen Zug von Menschlichkeit in sich, der menschlichen Kraft, die nicht wie die eisige Starre

der Stärke der Meister war, sondern biegsam. Und er hatte sich selbst zu unserem Führer gemacht. Als er sah, daß wir bereit waren, gab er den Befehl zum Aufbruch.

Jeder von uns Jungen hob mit seinem Willen die Schwerkraft auf. Mit zunehmender Geschwindigkeit brausten wir durch die Luft und bald darauf durch den luftleeren Raum. Die Sterne veränderten ihre Farben, wurden von Violett zu Rot, als wir sie zurückließen. Und dann erkannten wir an den Zeichen, auf die zu achten man uns gelehrt hatte, daß wir unserem Ziel nahe waren, und so verringerten wir unsere Geschwindigkeit.

Ein grüner Planet hob sich von den blinkenden Sternen ab, die nun wieder weiß oder blau, rot oder gelb leuchteten.

Vielleicht waren seit Beginn unserer Reise ein Dutzend Sekunden vergangen, vielleicht auch tausend Jahre. Jetzt jedenfalls standen wir auf einer seltsamen blaugrünen Welt, bewegten unsere Arme und Beine und atmeten wieder. Ein Anderer kam ohne Eile auf uns zu. Er hatte genau gewußt, wann wir ankommen würden.

2. DER GRÜNE PLANET DES WAHNSINNS

Collard schaute zu mir herein. Seiner Miene nach zu schließen, bleibt mir nicht mehr viel Zeit. Sie verriet Mitleid und eine Freundlichkeit, die mich erschreckt. Er muß wirklich glauben, daß seine Maschine mein Gehirn umdreht und dazu bringt, daß ich die Anderen verrate. Absurd! Schließlich haben die Anderen diese Maschine durch ihr ungeheuerliches Wissen erfunden und hergestellt. Er stahl sie von ihnen, genau wie die Kraft und Intelligenz, die sie ihm in seiner Ausbildung für die Vier und Vier gaben. Er... Aber ich muß mich kurz fassen.

Auch auf dem Planeten der Anderen war nicht alles hundertprozentig gut. Ich war darauf vorbereitet, denn ich weiß, daß nichts perfekt ist. Aber Collard mit seinem merkwürdigen menschlichen Optimismus, den man ihm nicht hatte nehmen können, und mit seinen unmöglichen Idealen war erschüttert.

Der Andere, der uns erwartet hatte, bedeutete uns wortlos, ihm zu folgen, und so trugen wir die immer noch bewußtlosen Mädchen in ein nahes Gebäude, in dem sich Reihen um Reihen von steinernen Liegebänken befanden, mit Gehirnmaschinen am Kopfende – Maschinen, wie die Anderen sie benutzt hatten, um unsere Gedanken in den Tests für die Vier und Vier zu formen, und wie die, die Collard bald an mir anwenden will. Auf den Liegen ruhen die Mädchen, die einst zu den Vier und Vier gehört hatten. Allein in diesem einen Raum befanden sich mindestens hundert. Vier werden jedes Jahr ausgewählt, und das seit einem Vierteljahrhundert. Viele von ihnen hatten ihre Schönheit eingebüßt und viele ihre Menschlichkeit. Die Augen der Mädchen waren geschlossen, und ihr Busen hob und senkte sich nur langsam. Am Leben erhalten wurden sie offenbar durch die mit bläulichem Blut gefüllten Zylinder am Fußende jeder Liege, von denen zwei flexible Kristallröhren in den Schultern der Mädchen steckten.

Der Andere bedeutete uns, die Mädchen auf leere Steinbänke zu legen. Ein weiterer Meister kam herein und öffnete einen flachen Behälter, der scharfe Messer oder Skalpelle enthielt. Mit einem davon schritt er zu den Liegen mit den Neuankömmlingen. Collard blieb an der Tür kurz stehen und drehte sich um. Seine Wangenmuskeln zuckten. Ich berührte seinen Arm, da erst ging er weiter und folgte uns ins Freie.

Zwei weitere Andere kamen an uns vorbei und betraten das Gebäude. Ich drehte mich nicht um, um zu sehen, was sie taten, aber sie trugen Telepathenkronen, also war anzunehmen, daß sie sich bereits daranmachen würden, das Reservoir an neuem Wissen anzuzapfen, das wir ihnen gebracht hatten.

Dieser Empfang hatte in Collard offenbar Zweifel über die Anderen geweckt, nicht aber in mir, denn ich war und bin mir immer noch klar, daß sogar die der Vier und Vier völlig von der Gnade der Anderen abhängig waren, trotzdem war es nicht – angenehm.

Was selbst an mir fraß und Collard zum verachtenswerten Rebellen machte, war etwas, wozu wir eine Weile brauchten, ehe

wir uns sicher waren – nämlich, daß wir unsere Schuldigkeit getan hatten und nicht mehr gebraucht wurden. Natürlich gaben die Anderen uns Arbeit, um uns zu beschäftigen. Ich mußte mich um eine Maschine in einer riesigen Halle kümmern, wo Tausende von Rädern sich drehten. Es war eine angenehme Arbeit, und jemand mußte sie schließlich tun, denn selbst die beste Maschine braucht ein denkendes Wesen, das sie wartet. Collard sortierte und analysierte mit winzigen Spektroskopen und anderen wundersamen Geräten Mineralproben aus den Tiefen ihres eigenen Planeten, den die Anderen immer noch erforschten. Auch die beiden anderen Jungen hatten Arbeit, und wir lernten noch etwa zwanzig Erdenmänner kennen. Was aus den anderen Jungen der bisherigen Vier und Vier geworden war, wußten sie jedoch nicht.

Unsere Arbeit vertrieb uns die Zeit, aber sie stellte uns nicht zufrieden, denn jeder unausgebildete Erdenmensch hätte sich auch verrichten können. Die, die sich schon am längsten auf dem grünen Planeten befanden, zeigten am deutlichsten, daß sie ihre Unwichtigkeit erkannt hatten und es sie schmerzte. Ihre Gesichter waren von tiefen Falten durchzogen und ihre Augen glanzlos. Sie redeten nicht viel, jedenfalls nicht mit mir. Aber Collard suchte ihre Gesellschaft, wann immer er und sie nicht arbeiteten. Sie unterhielten sich stets sehr leise und verstummten, wenn ich in ihre Nähe kam.

Ein Dutzend Wochen vergingen. Collard sprach kaum je zu mir, obwohl mir auffiel, daß er mich häufig ansah, als wollte er etwas sagen. Doch das tat er nie.

Und dann verschwand er.

Fünf der älteren Männer verschwanden mit ihm. Sie verließen unsere Quartiere, machten sich scheinbar auf den Weg zu ihrer Arbeit – und kamen nie dort an.

Die Anderen schauten mehrmals in unsere Unterkunft. Sie unterhielten sich untereinander in ihrer unverständlichen, klickenden Sprache. Tagelang war es offensichtlich, daß sie uns ungewöhnliche Aufmerksamkeit zollten. Wohin ich mich immer

begab, was ich auch tat, stets arbeitete zumindest einer in meiner Nähe und beobachtete mich heimlich überlegend, ja fast ängstlich. Von den anderen Männern erfuhr ich, daß dasselbe bei ihnen der Fall war. Ich verstand es nicht.

Da sah ich Collard wieder.

Ich ging zu Fuß zur Arbeit. Natürlich hätte ich mich auch durch Telekinesis, zu der die Krone mir verhalf, befördern können, aber die Anderen hielten es für besser, daß wir unsere Muskeln soviel wie möglich benutzten, damit sie nicht atrophierten. Mein Weg führte an dem riesigen Mausoleum vorbei, wo die Mädchen der Vier und Vier zur jederzeitigen Informationsentnahme ruhten. Es war etwa eine Stunde vor der Morgendämmerung, ich hatte zwei Stunden geschlafen, zum erstenmal seit Tagen. Obwohl es noch dunkel war, hoben die reinweißen Strahlen der Sonne dieses grünen Planeten bereits die etwa dreißig Kilometer entfernten Berge aus dem nächtlichen Dunkel ab. Ich schaute ohne größeres Interesse in ihre Richtung...

Doch plötzlich erwachte es. Einige schwarze Pünktchen, die hin und wieder wie gigantische Glühwürmchen weiß aufleuchteten, bewegten sich irgendwo zwischen den Bergen und mir in der Luft. Sie wurden größer und kamen mit großer Geschwindigkeit in meine Richtung. Es waren Menschen wie ich, und das Licht kam von den Kraftströmen ihrer Kronen.

Was machten diese fünf Männer am Himmel, und wieso benutzten sie die Kronen gegen die Anordnung der Anderen? Ich beobachtete sie. Sie flogen, bis sie fast unmittelbar über mir waren, dann tauchten sie sanft herab. Sofort verteilten sie sich. Drei rannten zu dem großen Gebäude mit den bewußtlosen Mädchen, einer blieb stehen, wo er gelandet war, und zog etwas bedrohlich Aussehendes aus seinem Gürtel. Der fünfte rannte in meine Richtung.

Da sah er mich und blieb abrupt stehen. »Symes!« rief er.

Es war Collard. Ich war sprachlos. Er hielt einen der todbringenden Strahler in der Hand, wie die Anderen sie auf der Erde trugen, nur war seiner noch größer. Er richtete ihn jedoch nicht

auf mich. *Wozu braucht er ihn?* fragte ich mich. Mit Hilfe seiner Krone verfügte er über viel größere Vernichtungskraft, als der Strahler sie ihm geben konnte. Ich kam gar nicht auf die Idee, daß die Kronen nicht gegen die Anderen wirkten, die sie konstruiert hatten.

»Symes«, sagte er. »Ich bin froh, dich wiederzusehen. Bist du einer von uns?«

»Einer von euch?« fragte ich. »Ich verstehe nicht...«

Er wirkte enttäuscht. »Ich hoffte... Nun, es war dumm von mir.« Jetzt richtete er den Strahler auf mich. »Nimm deine Krone ab. Und versuche nicht, damit gegen mich vorzugehen, sonst muß ich schießen.«

Ich hätte zumindest den Versuch unternehmen sollen. Mein Leben ist unwichtig, verglichen mit dem, was ich hätte retten können, wenn ich Mut aufgebracht hätte. Aber ich zögerte.

Und dann war es auch schon zu spät, denn der andere Mann hatte mich nun auch entdeckt und kam herbeigelaufen. Gegen zwei kam ich nicht an, denn ihre Kronen verstärkten einander und machten sie unangreifbar durch mich.

Widerstrebend nahm ich die Krone ab und gab sie Collard. Er schaute mich kurz an, mit diesem seltsamen Ausdruck, der mir schon öfter aufgefallen war und der eine merkwürdige Zuneigung für mich verriet und mir versicherte, daß er mir nichts tun würde, wenn er es verhindern konnte. Und dann erlosch das Licht in seinen Augen. Er warf meine Krone auf den Boden und zertrampelte sie.

Ich glaube, ich muß aufgeschrien haben, denn Collard sagte schnell: »Die Sache ist zu wichtig, Symes. Ich darf kein Risiko eingehen, daß du die Krone wieder aufsetzt. Du bist zu überzeugend indoktriniert worden und glaubst zu unerschütterlich an die Rechtschaffenheit und die Vollkommenheit und Unfehlbarkeit der Meister. Du würdest mir nicht trauen, selbst wenn ich dir bewiese, was ich ohne weiteres beweisen kann, selbst wenn ich dir zeigte, daß die Anderen nicht die Beschützer

und wohlmeinenden Freunde der Erde sind, sondern Tyrannen, die die Menschen vernichten wollen!«

Ich lachte freudlos. Collard war ein gefährlicher Irrer.

»Du bist ja verrückt!« sagte ich scharf. »Du verbreitest Lügen, und ich muß dich deshalb melden. Die Anderen...«

»Die Anderen sind allmächtig, und ihr Wille muß geschehen, amen«, beendete Collard die Phrase für mich. »Ich wußte ja, daß es nichts nutzen würde.«

Der andere Mann sagte drängend: »Wir vergeuden unsere Zeit, Collard. Das Schiff wird bald hier sein.«

Collard nickte. Zu mir sagte er noch: »Du wirst mit uns kommen müssen, Symes, denn sonst bliebe mir nichts übrig, als dich zu töten, und das möchte ich nicht.« Seine Augen waren unerbittlich wie das Vakuum zwischen den Sternen, und ich wollte nicht sterben. Außerdem kam vielleicht noch eine Chance...

»Na gut«, murmelte ich. »Ich komme mit. Wohin?«

Mit der Waffe deutete er auf das Gebäude mit den Mädchen. Zu dem anderen sagte er: »Bleib du hier. Ich glaube nicht, daß es irgendwelche Schwierigkeiten geben wird. Sie dürften inzwischen fast soweit sein.«

Vor ihm schritt ich zu der Eingangstür. Ich zuckte zusammen, als ich sah, was hier vorging. Drei der Anderen standen mit dem Rücken gegen die Wand, und ein Mensch hielt sie mit einem Strahler in Schach. Die beiden anderen Männer waren dabei, die Kristallzylinder zu Füßen der Mädchen zu öffnen und ein paar Tropfen aus einer Flasche in das Blut zu geben, doch das machten sie nur bei den jüngeren Mädchen, die älteren verschonten sie. Nachdem sie etwa vierzig Zylinder geöffnet und das Blut angereichert oder was immer hatten, rannten sie zu dem ersten Mädchen der Reihe, ohne überhaupt auf uns zu achten. Dann eilte einer der beiden in ein anderes Zimmer und schob eine Maschine auf Rädern herbei. Er nahm den an der Maschine befestigten Schlauch ab, der in einer Art Trichter

endete, und drückte ihn auf das Gesicht des ersten Mädchens. Sein Kamerad warf einen schnellen Blick auf das Blut im Zylinder, das nun nicht mehr so bläulich wie zuvor war, sondern rot wie normales Menschenblut wurde. Dann sprang er zum Kopfende der steinernen Liege und riß mit einer flinken Bewegung die beiden Röhren aus den Schultern des Mädchens.

Ich schrie auf, wollte möglicherweise sogar vorwärts springen, denn was sie hier taten, war geradezu eine Blasphemie! Aber Collard hielt mich zurück. Ich konnte nur hoffen, die Anderen an der Wand mit ihren übermenschlichen Sinnen wußten, daß ich nicht zu dieser schrecklichen Verschwörung gehörte und alles tun würde, um Collard und seine Genossen der gerechten Strafe zuzuführen. Ich wußte natürlich jetzt, wofür die Maschine da war. Im gleichen Augenblick, als der eine die Röhren aus dem Fleisch gezogen hatte, berührte der andere einen Knopf an der Maschine, und sie begann sich rhythmisch zu bewegen. Der Busen des Mädchens hob und senkte sich, spasmodisch zuerst, doch dann immer regelmäßiger. Der erste las den Puls des Mädchens, dann nickte er. Sie schalteten die Maschine aus und schoben sie zu dem nächsten Mädchen, wo sie die Prozedur wiederholten.

Es war schändlich! Die Anderen hatten in ihrer Weisheit die Mädchen mit einem voll Wissen gefüllten Geist hierhergebracht, einem Wissen, das die Anderen brauchten und auch haben sollten. Und hier machten ein paar unverantwortliche Menschen das alles zunichte!

Die erweckten Mädchen setzten sich auf und wanderten noch benommen herum. Sie schienen sich zu Fürchten, doch nicht vor den beiden Männern, die sie zu sich geholt hatten. Nein, wenn ihre Augen auf den drei anderen zu ruhen kamen, die reglos wie Statuen an der Wand standen, war nackte Angst darin zu lesen.

Ich wunderte mich, daß die Anderen nicht einmal einen Versuch unternahmen, der Schreckenstat ein Ende zu machen.

Gerade als das letzte der behandelten Mädchen sich von der Liege erhob, war das Summen eines landenden Frachtschiffs zu

hören. Die Renegaten hatten ihre Aktion genau berechnet. Die Ladeöffnung schwang auf, und ein Mensch sprang heraus. Die Wache, die Collard zurückgelassen hatte, rannte herbei, und alle der abtrünnigen Menschen – außer dem, der die Anderen in Schach hielt und auf mich aufpaßte – drängten die benommenen Mädchen in den Schiffsladeraum.

Und als alle drin waren, auch die Rebellen – mit Ausnahme des einen, der immer noch den Strahler auf die Anderen an der Wand gerichtet hatte – und ich ebenfalls...

... schlugen die Anderen zu!

Deshalb also hatten die drei Meister sich so ruhig verhalten! Die Gehirne der Anderen sind mächtig. Auch ohne Verstärkung durch die Kronen können sie sich durch ungeheure Willensanstrengung miteinander geistig in Verbindung setzen, doch das bedarf einer Konzentration, wie sie eigentlich nur unter dem Zwang einer Krise möglich ist.

Sie hatten es geschafft – und Hilfe herbeigerufen!

Weit über uns, so hoch, daß sie nicht wie einzelne Pünktchen, sondern wie ein leichtes Glühen wirkten, erschien eine Wolke aus bleichen Lichtern. Collard, der noch an der Ladeluke stand, bemerkte sie als erster. Er brauchte nur eine Sekunde, um zu erkennen, was es war, dann handelte er sofort. Er brüllte dem einen zu, der noch draußen war und rückwärts auf das Schiff zukam. Der wirbelte herum und sprang in den Frachtraum. Collard schob die Luke, und schon startete der Mann, der den Platz des Robotpiloten eingenommen hatte.

»Zipschiffe!« erklärte Collard den anderen. »Ein ganzer Schwarm. Sie tauchen zu uns herunter. Wir müssen ihnen entkommen!«

Der menschliche Pilot nutzte jedes Erg, das in der Maschine steckte, und wir flogen bereits mit ungeheuerlicher Geschwindigkeit. Aber durch das transparente Dach sah ich, daß der Schwarm Zipschiffe uns folgte und bereits wieder zum Tauchen ansetzte.

Collard sprang zum Piloten. Er gestikulierte und sagte etwas. Der Mann nickte. Eine schnelle Bewegung an den Hebeln, und unser Schiff schlug einen Salto aufwärts und hatte gleichzeitig gewendet. Wieder berührte der Pilot die Hebel. Diesmal machte der Frachter eine Viertelumdrehung, immer weiter aufwärts. Die Robotmechanismen der Verfolger kamen bei einem solch ständigen Kurswechsel nicht mit. Jedes Manöver brachte uns ein wenig höher und die anderen ein bißchen tiefer und weiter zurück.

Wir hatten inzwischen einen vollen Kreis geschlagen und waren wieder über dem Mausoleum. Wir brausten hoch darüber hinweg in Richtung auf die Stadt zu, als ein weiteres Geschwader Zipschiffe in Keilformation auf uns zukam. Collard wirbelte herum. Hinter uns befanden sich ebenfalls Schiffe, und ein weiterer Schwarm brauste über den Horizont seitlich auf uns zu.

Wir hatten nur noch einen Moment, bis die Robotschiffe mit uns zusammenstoßen würden. Voll Begeisterung erkannte ich, daß unsere Vernichtung unausweichlich war, und ich hatte keine Angst um mein Leben, das damit enden würde. Aber auch Collard war klar, was bevorstand – und er handelte.

Er sagte etwas zu dem Piloten, der sofort verstand. Grimmig berührte er einen anderen Hebel, einen, der nicht zu den Armaturen gehörte und nichts mit der Steuerung des Frachters zu tun hatte.

Der Boden fiel unter unseren Füßen in die Tiefe und wir mit ihm, wir alle, außer Collard und dem Piloten. Und nun, ohne den Ballast des Frachtraums war das Schiff noch viel wendiger. Unter uns begannen die Bremsraketen zu dröhnen. Wir hatten eine Chance zu überleben, wenn auch keine große.

Durch das offene Ende des Frachtraums, an dem die Luft während unseres Falls vorbeipfiff, sahen wir, wie das Schiff dem ersten Schwarm der Robotschiffe auswich. Es war ein Wahnsinnsmanöver. Aber die erste Welle überstand es jedenfalls und war auch schon über der Stadt. Doch nun kam sein Ende, denn es war von Robotschiffen des zweiten Geschwaders umringt. Es

schnellte in steilem Winkel hoch, überschlug sich und tauchte in die Tiefe. Sein Ziel war offenbar der Zentralturm der Anderen, in dem sich ihre mächtigen und geheimnisvollen Mechanismen befanden. Mir war, als sähe ich zwei schwarze Pünktchen sich von dem Schiff lösen.

Und dann schlug es ein. Ein wahrer Vulkan eruptierte und verhüllte flüchtig das Licht der aufgehenden Sonne. Immer neue Explosionen folgten, und zwar ringsum. Die Robotpiloten schienen die Kontrolle über ihre Schiffe verloren zu haben. Sie stürzten mit der Nase voraus in die Tiefe und zerschellten.

Ich warf einen Blick aus dem offenen Ende hinunter. Der Boden – ein Platz am Rand der Stadt – kam uns viel zu schnell entgegen. Flüchtig sah ich eine größere Zahl der Anderen in den ungewöhnlichsten Stellungen überall auf dem Platz herumliegen. Seltsamerweise bemühten sie sich gar nicht, aufzuspringen und zu fliehen, um dem herabsausenden Frachtraum zu entgehen.

Ich hörte noch ein grauenvolles Krachen und Splittern, dann wurde es schwarz um mich.

3. DAS ERWACHEN IN DER HÖLLE

Collard beugte sich über mich, als ich zu mir kam. In seinen Augen las ich wieder die vertraute Mischung aus Besorgnis und Mißtrauen. Er trug seine Krone nicht, aber er hatte einen Strahler im Gürtel stecken, wo seine Rechte ihn sofort herausziehen konnte, wenn es nötig war.

»Du bist nicht verletzt. Dafür kannst du den Anderen danken. Fünf Mädchen kamen ums Leben. Aber es gehört eben eine Menge dazu, einem Mann der Vier und Vier physisch etwas anzuhaben. Erhol dich eine Minute, dann möchte ich mit dir reden.«

Jeder Knochen schmerzte in mir, doch ich stützte mich auf die Ellbogen und schaute mich um. Was ich sah, war unglaublich – absurd – grauenvoll! Überall lagen Leichen, die der Anderen. Es

bestand kein Zweifel, daß es sich um Tote handelte, aber keiner wies eine offensichtliche Verletzung auf. Wie war das möglich?

»Du hast sie umgebracht!« sagte ich zu Collard, aber nicht als Anklage, denn ich konnte das Ganze einfach nicht glauben. Nie zuvor hatte ich einen toten Meister gesehen, ich hatte nicht gewußt, daß sie überhaupt sterben konnten.

Collard schüttelte den Kopf. »Nein«, entgegnete er. »Die Anderen leben noch.«

»Leben?« krächzte ich. »Aber...«

»Ihre Körper sind tot«, sagte er bedächtig. »Zumindest so tot, wie eine Maschine tot sein kann, wenn der Strom abgeschaltet ist. Die Anderen selbst – ihr Geist, ihr Ich – sind... Nun, schau her.« Er streckte mir eine Hand entgegen, und ich sah eine kleine Kapsel aus kupferfarbigem Metall. »Das«, sagte Collard ernst, »ist, was du so sehr verehrst. Das hier ist einer der Meister.«

Automatisch griff ich danach und berührte die Kapsel. Sie fühlte sich merkwürdig kalt an, als wäre sie Wochen im Raum zwischen den Sternen aufbewahrt worden. Und jetzt erst wurde mir bewußt, was Collard gesagt hatte.

»Du Narr!« sagte ich. »Was versuchst du...«

Er steckte die Kupferkapsel wieder ein. »Ich lüge nicht.« Er seufzte. »Ich hatte gar nicht erwartet, daß du mir glauben würdest. Ich werde es dir aber trotzdem erklären. Die Anderen waren Roboter. Woher sie kamen, wie sie entstanden – ich weiß es nicht. Vielleicht könnten sie es dir sagen, aber ich bezweifle es. Jedenfalls waren sie nichts weiter als gut funktionierende Maschinen – o ja, zum größten Teil natürlich aus organischer Materie. Doch eine Maschine kann durchaus organische Teile haben. Die Roboter wurden von außerhalb aktiviert und von einem zentralen Sender – er befand sich im Turm, den wir mit dem Frachter zerstörten – mit Energie versorgt. Als die Energiezufuhr ausfiel – hörten sie zu funktionieren auf. Sie sind völlig unbeschädigt. Deshalb entfernen wir auch diese Kapseln –

das Gehirn der Roboter – aus ihren Körpern. Es könnte ja sein, daß jemand wie du, der noch unter dem Zwang der Anderen steht, ihnen die Energie wieder zuführt. Dieses Risiko dürfen wir nicht eingehen.«

Ich schaute mich benommen um. Jetzt erst bemerkte ich, daß der Sendeturm noch lichterloh brannte. Weitere Flammen und Rauchsäulen ringsum verrieten, wo die Roboterschiffe aufgeschlagen waren. Ich schaute zu Collard zurück. Er lächelte mich an. Ich staunte über sein Lächeln, es war freundlich, offen und ehrlich. Ich staunte – bis ich begriff.

»Du hättest mich fast hereingelegt, aber jetzt verstehe ich. Du hast die anderen getötet und wagst nicht, es mir gegenüber einzugestehen! Du bist ein Rebell, ein Ketzer, ein Renegat! Du mußt bestraft werden, und es sieht so aus, als wäre ich der einzige, der es tun kann. Zieh deinen Strahler, Collard. Ich werde dich töten!«

Sein Lächeln erstarb, aber er machte keine Anstalten, nach seiner Waffe zu greifen. Er schaute mich eine lange Sekunde an, dann, als ich mich gerade auf ihn werfen wollte, sagte er ruhig: »Kümmert euch um ihn!«

Was war ich nur für ein Narr gewesen! Zwei Paar Arme packten mich von hinten. Ich wehrte mich, aber die beiden waren stärker als ich. Sie brachten mich hierher in dieses Zimmer.

Collard kam vor einer Weile und sagte mir, daß ich noch fünf Minuten habe. Er las, was ich geschrieben hatte. Ich ließ es zu, weil es ja doch nichts ändert. Ich habe die Hoffnung aufgegeben, daß meine Zeilen an die richtige Adresse gelangen, genauso, wie ich die Hoffnung aufgab, sterben zu dürfen. Collard war zu smart für mich. Er ließ seinen Strahler draußen, als er mit einem Gesinnungsgenossen hereinkam. Ich hätte den Tod durch seine Waffe gesucht – und vielleicht hätte ich auch seinen herbeiführen können.

Collard sprach zu mir, während er las. Er sagte, ich belüge mich selbst, ich hätte Wichtiges ausgelassen. Er sagte, ich soll die Maschine, die er an mir benutzen wird, nicht als Folterwerk-

zeug bezeichnen, schließlich hätten die Anderen die gleiche Maschine während der 100-Tage-Ausbildung wiederholt an mir benutzt, sie hätten mich damit indoktriniert, und zwar äußerst gründlich. Alles, was er tun wollte, war, das zu löschen, was sie mir eingeprägt hatten.

Das mag stimmen. Aber ich will nicht, daß es ausgelöscht wird. Ich will kein Verräter gegenüber den Anderen sein. Es mag auch stimmen, daß die Anderen Roboter waren, die mechanischen Nachfolger einer organischen Rasse, die einst auf diesem grünen Planeten lebte und, ohne Spuren zu hinterlassen, verschwand. Ich weiß es nicht, es spielt auch keine Rolle. Die Anderen waren – die Anderen! Ich schwor, ihnen zu gehorchen und zu dienen. Kein Zwang soll daran etwas ändern.

Ich werde jetzt gleich an der Reihe sein. Fast alle der Vier und Vier, die bisher den Meistern noch treu ergeben waren, haben die Maschinenbehandlung hinter sich. Ihr Verstand wurde verzerrt, so wie Collard es ist. Sie sind zu einfachen Menschen degeneriert, obgleich ihnen all die physischen und geistigen Kräfte bleiben werden, die sie den Anderen zu verdanken haben. Doch ihre Gefühle und ihre Einstellung sind wieder menschlich geworden.

Ich glaube, die Anderen hätten es verhindern können, wenn sie weit genug vorausgesehen hätten und es ihnen wichtig genug gewesen wäre. Der Geist ist elastisch und hat die Neigung, seine ursprüngliche Form wieder anzunehmen. Nach einiger Zeit auf dem grünen Planeten kehrten selbst zu den ergebensten der Vier und Vier menschliche Regungen zurück.

Ja, vielleicht wäre es selbst mir so ergangen – mit der Zeit. Denn es stimmt schon, daß die Anderen nicht sehr geschickt planten, was sie mit uns tun sollten, nachdem wir erst einmal auf dem grünen Planeten angekommen waren. Alles, was sie interessierte, war, daß wir die Mädchen gut hierherbrachten.

Collard behauptete etwas völlig Absurdes. Er sagte, dieser Planet der Anderen ist im Sterben und wird bald unbewohnbar für sie sein. Deshalb, sagte er, haben die Anderen siebenund-

siebzig Vertreter auf der Erde. Deshalb, sagte er, wurden die Mädchen der Vier und Vier hierhergeschickt – um den Anderen hier alles Wissenswerte zu vermitteln. Das mag stimmen, das sagte ich Collard auch. Aber selbst wenn, spielt es keine Rolle, denn die Anderen sind nicht mehr.

Es wäre vielleicht gar nicht so schlimm geworden, wenn die drei Anderen in dem mausoleumähnlichen Gebäude den Hilferuf nicht hätten ausschicken können. Collard und seine Kumpane wollten nur die Mädchen. Sie hatten die verrückte Idee, ein verborgenes Fleckchen auf diesem grünen Planeten zu finden, wo sie leben und Kinder haben konnten. Und nachdem die Anderen alle zur Erde aufgebrochen waren, würden sie den grünen Planeten übernehmen. Die Anderen hätten die Mädchen entbehren können – sie waren wichtig für sie, aber nicht lebenswichtig... Ja, wenn sie keine Hilfe herbeigerufen hätten, wäre es nicht zu dem Luftkampf über der Stadt mit seinen schrecklichen Folgen gekommen.

Aber jetzt ist es nicht mehr zu ändern.

Collard wird ungeduldig. Wenn die Maschine ihren Zweck bei mir erfüllt – wenn ich zum Verräter werde –, wird er verlangen, daß ich mit ihm zur Erde zurückkehre, um den Sender zu finden, der die Anderen dort mit Energie versorgt, um ihn zu zerstören.

Wenn die Maschine bei mir versagt, wird er allein zur Erde fliegen. Ich hoffe, sie versagt.

Collard öffnet die Tür und bedeutet mir, zu kommen. Die Maschine wartet auf mich – ich kann ihr nicht entgehen.

Ich hoffe, sie wird mich töten...

Aber ich bin inzwischen ziemlich sicher, daß sie das nicht wird.

Ich habe gerade zusammengerechnet, was ich für die Stories in diesem Buch an Honorar bekam – \$283.50. Diese Summe war natürlich vor einer Generation mehr wert, aber nicht SO viel

mehr. Der Hauptgrund, daß ich so wenig für SF bekam, obwohl ich so viel schrieb, lag darin, daß ich das meiste für mich selbst verfaßte, also den Verlag, für den ich arbeitete, und eben zu dem Honorar, das wir uns leisten konnten. Ein scheußlicher Nachteil, wenn man billig arbeitet, ist, daß es einen zum weiteren billigen Arbeiten verdammt. Und man wagt es nicht, Risiken einzugehen, auch wenn man hofft, anderswo mehr verdienen zu können. Na ja, jedenfalls während ich mein eigener Redakteur war, bezahlte ich zwar nicht viel, aber schnell und sicher. Als dann Al Norton mein Magazin übernahm, bekam ich mein Geld nicht mehr so schnell, denn er hatte die komische Anwandlung, meine Stories erst lesen zu müssen, ehe er sie kaufte, und dazu brauchte er gewöhnlich eine Woche oder auch länger, und ganz sicher war ich mir nie, daß er sie nehmen würde, obwohl er tatsächlich nie SF von mir ablehnte. Aber es hätte eben passieren können! Und so beschloß ich, auch noch einen anderen Abnehmer zu suchen, und fand ihn in PLANET STORIES, die die nächste Geschichte, VERSCHWÖRUNG AUF KALLISTO, in der Winter-Nummer 1943 herausbrachte.

VERSCHWÖRUNG AUF KALLISTO

Duanes Hand zuckte zum Gürtel, aber er zog den Desintegrator nicht.

Der hochgewachsene, weißhaarige Mann, Stevens, lächelte.

»Wie klug von Ihnen. Ich hätte meinen Des genauso schnell gezogen wie Sie. Also lassen wir sie, wo sie sind.«

»Buden Sie sich nur ja keine Schwachheiten ein. Ich lasse mich nicht hereinlegen. Wir werden sehen, was Andrias dazu zu sagen hat!«

Das Lächeln des Weißhaarigen verschwand. »Duane«, sagte er. »Andrias ist Ihr Boß, nicht meiner. Ich arbeite für mich. Wenn wir heute abend auf Kallisto landen, werde ich dabei sein, wenn Sie ihm – soll ich sagen, unsere Ladung? – aushändigen. Und ich werde meinen angemessenen Anteil kassieren. Befehle nehme ich nicht von ihm entgegen!«

Ein stämmiger Mann in Blau kam eiligen Schrittes über den Gang, hielt jedoch abrupt an, als er die beiden sah. »He«, warnte er. »Kurskorrektur, gehen Sie in Ihre Kabinen!« Er setzte seinen Weg fort.

»Muß ich Sie umbringen?« fragte Duane, aber es klang nicht wie eine Drohung. Die Alarmglocken gaben die Einminutenwarnung. Der Weißhaarige hob eine Braue.

»Durchaus nicht«, sagte er. Er musterte sein schlanckes, rothaariges Gegenüber. »Sie brauchen lediglich Ihre zehntausend zu nehmen. Machen Sie keine Schwierigkeiten. Und lassen Sie Andrias aus unserer privaten Auseinandersetzung!«

»Hol Sie der Teufel!« brauste Duane auf. »Mir wurden fünfzigtausend zugesagt. Ich brauche das Geld. Glauben Sie...«

»Ich habe schließlich die Ware besorgt, Duane, und mein Preis steht fest, hunderttausend Erddollar. Was Andrias Ihnen versprochen hat, interessiert mich nicht. Die Sache ist eben die, daß nur noch zehntausend Dollar übrigbleiben, nachdem ich meinen Anteil abgezogen habe. Mehr bleibt für Sie nicht!«

Schon zog Duane den Desintegrator, aber der Weißhaarige war schneller. Er packte Duanes Arm und drehte ihn ihm nach hinten. »Sie sind ja verrückt, Duane...«

Der Bordsprecher plärrte etwas Unverständliches. Keiner der beiden Männer achtete darauf. Duane warf sich im Griff des Älteren nach vorn und auf den Boden. Stevens versuchte verzweifelt, Duanes Rechte festzuhalten, aber Peter Duane gelang es, sich zu befreien. Zu spät wollte der Weißhaarige seine eigene Waffe ziehen. Doch Duane richtete seine auf ihn.

»Lassen Sie jetzt mit sich verhandeln?« keuchte er. Aber plötzlich wackelte sein Desintegrator, als der Boden unter seinen Füßen schwankte. Die Düsen waren ausgeschaltet worden, und mit einemmal gab es keine Schwerkraft mehr im Frachter. Ineinander verschlungen schwebten die beiden zur Mitte des Korridors.

»Kursänderung!« krächzte Stevens. »Großer Gott!«

Die Alarmglocken hatten geläutet und so alle an Bord aufgefordert, sich auf ihren Druckkojen gegen den tödlichen Beschleunigungsdruck anzuschnallen, während das Schiff wendete und kopfüber auf Kallisto brauste. Aber die beiden Männer hatten sich nicht darum gekümmert.

Die kleinen Steuerraketen blitzten kurz auf. Die Männer wurden heftig gegen die Korridorwand geworfen, als der Frachter sich um seine Achse drehte. Die Seitendüsen traten noch einmal in Aktion, um die Drehung aufzuhalten, als die hundertachtzig Grad erreicht waren. Diesmal wurden die zwei Männer gegen die andere Korridorwand geschmettert. Sie waren immer noch schwerelos, umklammerten einander und rangen weiter miteinander.

Und dann nahm der Hauptantrieb seine Arbeit wieder auf, und der Frachter kämpfte gegen seine eigene erhöhte Beschleunigung an. Der Korridorboden raste ihnen mit ungeheurer Geschwindigkeit entgegen, um sie zu zermalmen...

Mit kaum beschreibbaren Schmerzen gingen für Peter Duane die Lichter aus.

Jemand redete zu ihm. Duane versuchte, wenigstens ein Auge zu öffnen, um zu sehen, wer es war. Es gelang ihm nicht. »Mach den Mund auf«, sagte eine Stimme. »Bitte, Peter, du mußt es schlucken!« Es war eine Mädchenstimme. Sie wurde drängender. »Schluck es. Es ist lediglich ein Stimulans, damit du über den Schock deines Unfalls hinwegkommst. Ansonsten fehlt dir nichts.«

Gehorsam öffnete er den Mund und würgte an einer leicht beißenden Flüssigkeit. Jetzt konnte er auch die Lider heben. Eine schlanke rothaarige Schwester stand neben seiner Kojе.

»Hallo«, flüsterte er. »Wo – wo bin ich?«

»In der Krankenstation. Es muß dich ganz schön gegen die Wand geschmettert haben, als das Schiff den Kurs änderte. Nur gut, daß dir nichts geschehen ist, Peter. Stevens hatte weniger Glück. Er starb vor einer Stunde.«

Duane preßte die Lider zusammen und verzog das Gesicht. »Mädchen«, fragte er, »wer sind Sie? Wo bin ich?«

»Peter!« Sie klang erschrocken und gekränkt. »Ich bin... Kennst du mich denn nicht mehr, Peter?«

Duane schüttelte verwirrt den Kopf. »Ich kenne mich überhaupt nicht mehr aus«, gestand er. »Ich weiß nicht einmal, wie ich heiße.«

»Duane«, sagte eine feste Stimme. »Das kauft Ihnen niemand ab.«

»Duane?« Peter drehte den Kopf und sah einen dunklen, untersetzten Mann, der ihn mit gerunzelter Stirn ansah. »Wer sind Sie?« fragte Duane.

Der Mann lachte. »Lassen Sie sich Zeit, Duane«, sagte er freundlich. »Sie werden sich an mich erinnern. Mein Name ist Andrias. Wir haben ein paar geschäftliche Dinge zu erledigen.«

Die Schwester starrte Peter seltsam bestürzt an, dann wandte sie sich an den Untersetzten. »Bitte fassen Sie sich kurz, Mr. Andrias. Er steht immer noch unter Schock.«

»Schon gut«, versprach Andrias grinsend. Als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, wurde seine Miene ernst. »Ich hatte damit gerechnet, daß Sie Schwierigkeiten mit Stevens haben würden, aber ich dachte nicht, daß Sie ihn gleich für immer aus dem Weg räumen würden. Doch was geht es mich an! Geben Sie mir die Frachtpapiere, damit ich die Ladung übernehmen kann. Ich habe Ihr Geld hier.«

Duane stützte sich auf die Hände und schwang ein wenig benommen die Beine über den Kojenrand. Er war voll angekleidet, aber die Raumfahrerkluft, die er trug, war ihm nicht vertraut.

Verwirrt schüttelte er den Kopf. Das war sehr unklug, denn sofort begann er heftig zu pochen. Er schloß die Augen, bis es verging. Dann schaute er den Mann namens Andrias an.

»Niemand scheint mir zu glauben, aber ich weiß wirklich nicht, was vorgeht. Ich kann mich ehrlich nicht an meinen Namen erinnern. Mein Kopf schmerzt. Ich kann nicht klar denken.«

Andrias widmete Duane einen finsternen, argwöhnischen Blick. »Versuchen Sie keine Tricks mit mir«, sagte er heftig. »Dafür habe ich keine Zeit. Geben Sie mir jetzt die Frachtpapiere, ehe ich andere Maßnahmen ergreifen muß. Das Zeug ist mir bedeutend wichtiger als Ihr Leben.«

»Scheren Sie sich zum Teufel!« brummte Duane. »Ich weiß nicht, von welchen Frachtpapieren Sie reden.«

Einen Augenblick verriet Andrias' Miene Zweifel. »Fast glaube ich Ihnen«, murmelte er. Doch dann schüttelte er den Kopf. »Nein, Sie lügen. Sie haben Stevens umgebracht, um seinen Anteil mit einzuheimsen, und jetzt probieren Sie es bei mir mit einer Verzögerungstaktik. Sie haben sich Ihre Chance entgehen lassen, Duane. Von jetzt an ziehe ich andere Seiten auf.« Er riß die Tür auf. »Dakin!« brüllte er. »Reed!«

Zwei bullige Burschen in der feldgrauen Uniform mit dem Kometenschweifzeichen der kallistoer Ligapolizei kamen ins Zimmer und blickten Andrias fragend an.

»Duane leistet Widerstand gegen die Staatsgewalt«, erklärte der Untersetzte. »Nehmen Sie ihn mit. Die Anklage bringen wir später zu Papier.«

»Das können Sie nicht tun!« protestierte Duane schwach. »Ich bin krank. Wenn Sie etwas gegen mich haben, warten Sie, bis mein Kopf wieder klar ist. Ich bin sicher, daß ich dann erklären kann...«

»Zum Teufel mit Erklärungen! Aber gut, ich werde warten, und das Schiff bleibt solange hier. Ohne meine Genehmigung kann es nicht starten. Ich gebe die Befehle auf Kallisto!«

Er muß ein wichtiger Mann auf Kallisto sein, dachte Duane. Die Besatzung des Frachters erhob keine Einwände, als Andrias und seine Polizisten Duane ohne Erklärung von Bord nahmen. Duane hatte gehofft, die Schwester würde zumindest dagegen protestieren, aber sie war nirgends zu sehen. Ein langer, schwerer Bodenwagen hielt vor ihnen an. Andrias setzte sich neben den Fahrer, während die beiden Uniformierten Duane auf den Rücksitz schubsten und sich links und rechts von ihm niederließen.

Kaum startete der Fahrer, fing die Sirene auf dem Wagendach schrill zu heulen an und aller Verkehr auf der breiten Straße wich zur Seite, um sie der Stadt mit den Dutzenden von mindestens hundert Meter hohen, schlanken Türmen entgegenbrausen zu lassen. Irgendwie kamen sie Duane bekannt vor, aber so sehr er sich auch bemühte, seine Erinnerung wollte nicht zurückkehren. Natürlich hatte er von Amnesie gehört, aber sich doch nie träumen lassen, daß einmal er selbst daran leiden würde.

Sie behaupten, ich heiße Peter Duane, dachte er, und ich hätte einen Mann getötet! Der Gedanke war ihm einfach unvorstellbar. Doch dumpf begann er sich eines Weißhaarigen namens Stevens

zu entsinnen, und er hatte eine Auseinandersetzung mit ihm gehabt. Es hatte etwas mit Geld und irgendwelcher Ware zu tun gehabt, die Stevens für ihn besorgt hatte...

Aber Mord, nein! Duane betrachtete nachdenklich seine Hände.

Andrias drehte sich um. Er schaute Duane eine lange Weile scharf, aber unsicher an, dann wandte er sich wieder nach vorn.

»Wer ist dieser Andrias?« fragte Duane flüsternd einen der Polizisten. Der Bursche starrte ihn an. »Gouverneur Andrias«, erwiderte er schließlich, »ist der Vertreter der Liga auf Kallisto. Sie wissen doch, der Erde-Mars Liga. Sie beorderten Gouverneur Andrias hierher – nun, um die Regierung Kallistos in die Hand zu nehmen.«

»Liga?« Duane runzelte die Stirn. Er hatte bestimmt schon von einer Liga gehört, aber es war alles so – so nebelhaft.

Der andere Polizist knurrte: »Halt's Maul, Du bekommst noch genügend Zeit zum Reden.«

Aber darauf mußte Duane noch lange warten, denn man stieß ihn in einen Raum mit vergittertem Fenster und sperrte ihn dort ein. Es war kein richtiges Gefängnisgebäude, in dem er sich hier befand, dazu war es viel zu palastartig, ganz aus weißem Stein und mit Fresken verzierten Wänden. Duane wünschte sich menschliche Gesellschaft, vorzugsweise die der hübschen Krankenschwester. Von allen, die er seit seinem Erwachen in der Krankenstation kennengelernt hatte, war sie die einzige mit menschlicher Wärme gewesen. Die anderen waren brutal – bedrohlich! Zu dumm, daß er sich nicht hatte an sie erinnern können, das schien sie ganz offensichtlich gekränkt zu haben. Sie mußte ihn wohl besser kennen, sonst hätte sie ihn nicht beim Vornamen genannt und geduzt. Er vergrub sein Gesicht in den Händen. Spuren von Erinnerungen geisterten durch seinen Kopf.

Irgendwo, irgendwann hatte jemand zu ihm gesagt: *Andrias versorgt die Halunken auf Kallisto heimlich mit Waffen, damit sie sich gegen die Liga erheben können. Er ist auf persönliche Macht aus, und bereit, jeden Preis dafür zu bezahlen. Er braucht*

Schußwaffen, die er durch die Ligapatrouille von der Erde einschmuggelt. Wenn er erst die Ligapolizisten der Kallistogarrison ausgemerzt hat, die noch der Liga ergeben und nicht schon zu ihm übergelaufen sind, hat er keine Flotte mehr zu fürchten, die die Erde oder der Mars schicken könnte. In einer Atmosphäre sind die Raumschiffe viel zu unbeholfen. Und wenn es ihm gelingt, genug des Lumpenpacks zu bewaffnen, ist er nicht mehr zu halten. Deshalb ist er auch bereit, für elektronische Gewehre ihr Gewicht in Gold zu bezahlen.

Duane konnte sich dieser Szene erstaunlich klar entsinnen, ja er sah sogar das scharf geschnittene Gesicht des Mannes vor sich, der diese Worte gesprochen hatte. Aber damit hörte seine Erinnerung auch schon wieder auf.

Nein, da war noch etwas, das sich ihm jedoch entziehen wollte. Er konzentrierte sich darauf. Sie hatten eine Zwischenlandung in Darkside auf dem Erdmond gemacht, und er, Duane, saß in einem niedrigen Zimmer einem weißhaarigen Mann gegenüber. Stevens!

Viertausend elektronische Gewehre, hatte der Mann gesagt. Die neuesten Modelle für die Streitkräfte. Es sollte Sie nicht interessieren, woher ich sie habe, es genügt, daß sie hervorragend sind. Sie kennen meinen Preis, und er ist zahlbar, sobald wir auf Kallisto gelandet sind.

Ein paar Minuten hatten sie noch gefeilscht, dann ihr Geschäft mit einem scharfen Getränk begossen. Danach hatten sie sich in eine riesige Halle voll mit aufeinandergestapelten Plastikkisten begeben, die nach ihrer Beschriftung landwirtschaftliche Erzeugnisse und Werkzeuge enthielten. Duane hatte den Weißhaarigen verwirrt angesehen, und Stevens hatte daraufhin laut gelacht.

Mit einem Stemmeisen öffnete er den Deckel einer der Kisten und zeigte Duane den Inhalt, der aus acht kurzläufigen Gewehren bestand. Und es gab hunderte dieser Kisten. Duane nahm eines dieser Gewehre heraus und öffnete die Kammer. Die Ladung, eine U-235 Kapsel würde beim Abdrücken explodieren

und den Strahlentod zweitausendsiebenhundert Meter weit in die gezielte Richtung sprühen...

Und damit endete diese Erinnerung.

Duane starrte sich in dem mit Sprüngen durchzogenen Spiegel über dem Bett an. »Sie behaupten, ich sei ein Mörder«, murmelte er. »Offenbar bin ich auch Waffenschmuggler. Guter Gott, was bin ich *nicht?*« Sein bleiches Gesicht gab ihm keine Antwort. Wenn er sich nur erinnern könnte!

»Hören Sie auf, sich im Spiegel zu bewundern, Duane!« Ein Uniformierter hatte die Tür aufgerissen und bedeutete ihm jetzt, ihm zu folgen. »Gouverneur Andrias will mit Ihnen reden, und wir wollen ihn doch nicht warten lassen, nicht wahr?«

Ein langes, schmales Zimmer mit einem Teppich, der von der Tür zu einem klotzigen Schreibtisch führte, war Andrias' Büro. Ein psychologischer Trick! Die Besucher sollten sich ganz klein fühlen, bis sie die zehn Meter zu dem großen Andrias zurückgelegt hatten. Aber bei Duane wirkte er nicht, dazu war er viel zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt.

»Ich ließ das Schiff inspizieren. Die gewünschte Ladung ist an Bord«, erklärte Andrias. »Aber der Frachtbrief ist in Ihrem Namen ausgestellt. Natürlich könnte ich das Zeug beschlagnahmen, aber ich ziehe vor, die Sache auf legalem Weg zu regeln.« Er nahm ein Formular und streckte es Duane entgegen. »Trotz Ihres Benehmens habe ich es nicht auf Ihr Leben abgesehen. Sie sollen sogar das Geld für die Gewehre bekommen – auch Stevens Anteil. Hier ist der Frachtbrief über vierhundertzwanzig Kisten mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen und Werkzeugen. Sie brauchen nur das Freigabeformular unterschreiben, damit meine Leute mit dem Löschen beginnen können. Setzen Sie Ihre Unterschrift darunter, dann wollen wir unsere Unstimmigkeiten vergessen. Aber beeilen Sie sich, ich verliere allmählich die Geduld.«

»Nein«, sagte Peter Duane ausdruckslos.

Andrias' Gesicht lief tiefrot an. Er schob das Kinn vor.

»Das kostet Sie den Kopf, Duane«, sagte er, und seine Stimme zitterte ganz leicht.

Duane schaute seinem Gegenüber in die Augen. Er las seinen Tod darin. »Geben Sie mir den Schreibstift.«

Andrias stieß laut die Luft aus. Sein Gesicht nahm wieder normale Farbe an. Wortlos reichte er ihm einen Stift und sah ihm zu, wie er seinen Namen auf das Dokument kritzelte.

»So ist es schon besser«, brummte er. »Aber es wäre noch besser gewesen, wenn Sie mich nicht so lange hingehalten hätten. Ich bin ein wenig nachtragend.«

»Das Geld.« Wenn er schon seine Rolle spielte – wenn er vortäuschte, er wüßte, was er tat –, dann sollte er sie auch gut spielen. »Wann bekomme ich es?«

Andrias nahm das Papier und studierte die Unterschrift. Er kam um den Schreibtisch herum zu Duane. »Wir müssen uns natürlich erst noch einigen, was den Preis betrifft.«, sagte er. »Mein ursprüngliches Angebot waren hundertzehntausend Erddollar. Das hätte ich auch bezahlt – wenn Sie mich nicht so wütend gemacht hätten. Und das müssen Sie mir büßen!«

»Das habe ich bereits«, brummte Duane. »Sie haben mich wie einen Schwerverbrecher behandelt. Das dürfte genügen. Zahlen Sie mir, was Sie schulden, wenn Sie noch mehr Ware haben wollen.«

Das war ein Schuß ins Schwarze – der sein Ziel verfehlte!

Andrias hob die Brauen. »Sie erstaunen mich, Duane. Fast glaube ich jetzt wirklich, daß Sie Ihr Gedächtnis verloren haben, denn sonst müßten Sie wissen, daß ich gar nicht mehr benötige. Was Sie mit der *Kamerun* geliefert haben, reicht aus, mir alles zu verschaffen, was ich will!«

»Dann sind Sie also schon soweit!« Duane verkrampfte die Hände hinter seinem Rücken, seine Beinmuskeln spannten sich. »Sie haben also die Verbannten bewaffnet, den Abschaum der neun Planeten! Sie sind bereit, die Liga zu verraten, die Ihnen

die Macht hier gab... Nun, das ändert die Sache. Ich kann es nicht zulassen!«

Er warf sich auf Andrias, und seine Hände schossen vor, um sich um die Kehle des anderen zu legen. Andrias verlor das Gleichgewicht und stolperte rückwärts, doch gleichzeitig tasten seine Hände nach den beiden Strahlern, die links und rechts an seinen Hüften hingen.

Duane erkannte die Gefahr und reagierte sekundenschnell. Sein Fuß fuhr um den Knöchel des anderen, sein Griff schloß sich um Andrias' Kehle, und er stieß seinen geduckten Kopf mit aller Gewalt in das Gesicht seines Gegners. Er spürte, wie Fleisch und Knorpeln nachgaben, als er Andrias' Nase flach quetschte. Sein eigener Kopf schien zu explodieren, als durch den Aufprall der Schmerz von seinem Unfall im Schiff wiederkam. Aber glücklicherweise war Andrias bereits bewußtlos. Er stürzte rückwärts auf den Boden, mit Duane auf ihm. Sein Schädel krachte entsetzlich, als er aufschlug.

Duane erhob sich. Schwindelig vor Schmerz bückte er sich nach den beiden Strahlern und starrte Andrias an. *Sie sagen, ich hätte Stevens Tod auf dieselbe Weise herbeigeführt?* dachte er.

Aber Andrias war nur bewußtlos. Der dicke Teppich hatte ihn vom Schädelbruch bewahrt.

Duane stieg über ihn und schaute sich um. Sein Problem war jetzt, aus dem Zimmer, aus dem Gebäude zu kommen.

Methodisch stöberte er durch die Schubladen des Schreibtischs. Ihr Inhalt bestand aus Papier, einem wahren Arsenal von Handwaffen, bündelweise kallistoer Geldscheinen, schwarzen Notizbüchern mit rätselhaften Zahlen, aber nichts, das ihm helfen konnte, diesen Palast zu verlassen, der einer Festung nicht unähnlich war.

Er wandte sich dem Bewußtlosen zu und durchsuchte seine Taschen. Auch sie steckten voll Geld, ansonsten enthielten sie lediglich ein paar für Duane unwichtige Zettel. Peter nahm das Dokument, das er unterzeichnet hatte, und zerfetzte es. Aber

was nutzte das schon? Sobald Andrias zu sich kam und es ihm, Duane, inzwischen nicht gelungen war, hier herauszukommen und etwas zu unternehmen, würde das Fehlen der Freigabe den Gouverneur nicht davon abhalten, sich die tödliche Ladung anzueignen. *Wenn* er zu sich kam... Er betrachtete den Bewußtlosen überlegend. Aber nein, Mord war nichts für ihn. Er konnte Andrias, wenn er zu sich kam, auch nicht zwingen, ihn hinauszubegleiten und zu tun, als wäre alles in bester Ordnung, denn die Würgemale und die zerquetschte Nase redeten ihre eigene Sprache.

Andrias kam offenbar bereits zu sich. Er verzog schmerzhaft das Gesicht und ein Arm zuckte. Duane mußte schnell handeln. Er griff nach einem der Strahler, nahm ihn am Lauf und hieb ihn dem Zusichkommenden über den Schädel. Er vergewisserte sich, daß Andrias nicht tot war und schaute sich noch einmal um. Er dachte an den Posten vor der Tür – und da kam ihm eine Idee. Doch ob sie funktionierte, mußte sich erst herausstellen. Er trat um den Schreibtisch zur Klingelkordel, zog heftig daran und raste auch schon die zehn Meter zur Tür. Der dicke Teppich verschluckte seine Schritte. Kaum hatte er die Tür erreicht, öffnete sie sich. Hastig sprang er zur Seite und hinter die Tür. Der Polizist schaute herein. Er sah Andrias reglos auf dem Boden liegen und riß den Mund auf, um Alarm zu schlagen...

Aber Duane hatte bereits einen Arm um seinen Hals und schnürte ihm die Kehle zu, während ein Fuß die Tür hastig schloß. Dann versetzte er dem Zappelnden einen Kinnhaken. Der Bursche sackte zusammen. Duane ließ ihn los. Er wartete nicht, bis er auf dem Boden gelandet war, sondern zerrte ihn durch die ganze Länge des Raumes zum Schreibtisch, wo er ihn neben seinem Boß ablegte.

Ohne Rücksicht auf die polierte Holzfläche des wuchtigen Möbelstücks sprang er mit den genagelten Stiefeln darauf und löste von dort die Klingelkordel. Mit größter Anstrengung hob er den bewußtlosen Andrias in seinen eigenen Sessel und verschnürte ihn mit der Kordel. Als Knebel benutzte er den kostbaren Schal aus Venuswolle, den Andrias um den Hals

getragen hatte. Den Polizisten befreite er von seiner Uniform. Ihn band er mit seinem eigenen Gürtel, und den Mund stopfte er ihm mit einem Raumfahrerhalstuch, ehe er ihn außer Sicht von der Tür hinter den Schreibtisch zerrte. Jetzt drehte er noch den Sessel so, daß ein Eintretender nur seinen Rücken sehen und so nicht erkennen konnte, daß der Gouverneur bewußtlos war.

Hastig entkleidete er sich und schlüpfte in die feldgraue Uniform, die schnell an verschiedenen Nähten nachgab. Aber das lange Cape des Polizisten würde diese Tatsache vielleicht verbergen.

Duane bemühte sich um einen festen Schritt über den langen Teppich, dann öffnete er die Tür und trat hinaus.

Die beiden Wachen am Gang außerhalb des Vorzimmers beachteten ihn nicht weiter, und es hielt ihn auch niemand auf, als er durch das Gebäude und auf die Straße eilte. Aber er befürchtete, daß sein Glück nicht ewig währen würde. Trotzdem war es in der Stadt leichter, in der Menge unterzuschlüpfen, denn viele liefen in Uniformen wie der seinen umher. Es ist unmöglich, dachte Duane, daß die gesamte Ligapolizei auf Kallisto korrupt ist und alle der Männer Andrias unterstützten, denn wäre es der Fall, brauchte der Gouverneur ja die Gewehre nicht, weil die der Polizei für ihn genügt hätten, sich durchzusetzen.

Duane fluchte, daß die Erdregierung nicht weitsichtig genug gewesen war, die, die damals Kallisto zum Zuchthausplaneten gemacht und den Abschaum der Menschheit hierher verbannt hatte. Erst als das Unheil seinen Lauf genommen hatte, war ihnen klar geworden, daß sie ein Problem geschaffen hatten, das viel schlimmer als jenes war, das sie versucht hatten zu lösen.

Kriminalität war nicht erblich. Die Kinder der deportierten Strafgefangenen, oder zumindest die meisten, waren anständig und wollten respektiert werden. Aber das war unter den gegebenen Umständen nicht möglich. Auch auf der Erde war die Kriminalität nicht merklich gesunken, nachdem sie ihre Gangster und Mörder auf Kallisto verbannt hatten. Jedenfalls schritt die

Liga viel zu spät ein und entsandte einen eigenen Gouverneur auf den Jupitermond. Es hätte sich immer noch eine zufriedenstellende Lösung finden lassen, wenn der Gouverneur ein ehrlicher Mann gewesen wäre. Der erste war es auch. Unter ihm hatte es beachtliche Fortschritte gegeben. Die unbestechliche, gutbewaffnete Ligapolizei hatte die Eiterherde der Planeten eingedämmt und für Heilung gesorgt. Eine bürgerfreundliche Kampagne war gestartet und eine Regierung mit Volksvertretern gewählt worden.

Aber der erste Gouverneur war gestorben. Und sein Nachfolger war Andrias.

Er hat alles wieder zunichte gemacht! dachte Duane grimmig, als er den Leihwagen zum Raumhafen lenkte. Auf seinem Marsch durch die Stadt hatte er die Gesichter studiert. Die Hälfte etwa war von düsteren Ahnungen gezeichnet, die andere von Verrat und Hinterlist. Einige der letzteren waren noch echte Deportierte – das letzte Häftlingsschiff hatte seine menschliche Ladung erst vor zwölf Jahren auf Kallisto abgesetzt. Alle, die Andrias zu bewaffnen gedachte, gehörten entweder den ursprünglichen Deportierten an oder ihren labileren Nachkommen.

Was hielt Andrias eigentlich zurück? Weshalb brauchte er unbedingt die geschmuggelten Waffen? Die Antwort darauf, dachte Duane, war ermutigend, aber sie ließ eine Frage offen. Andrias hatte also nicht die absolute Kontrolle über die Ligapolizei auf Kallisto, aber welchen Prozentsatz hatte er für sich gewinnen können?

Duane fuhr den Wagen auf den Parkplatz. Es war Nacht, aber die kurze Periode der Dunkelheit auf diesem Mond war schon nahezu vorbei. Ein leichtes Glühen am Horizont verriet den baldigen Sonnenaufgang, während am gegenüberliegenden die rote Scheibe des Jupiters das Land wie in Blut tauchte, ehe sie außer Sicht versank.

In diesem unsicheren Licht war Duane nicht mehr als ein Schatten, als er zur *Kamerun* rannte, dem Frachter, mit dem er gekommen war. Zwei weitere Schiffe lagen auf dem gleichen

versengten Landefeld, aber sie waren kleiner – Jäger der Ligapatrouille, die nur zum Auftanken auf Kallisto Station gemacht hatten.

Duane überlegte kurz, ob er nicht zu einem dieser Schiffe gehen und dem Ligaoffizier seine Geschichte erzählen sollte. Aber er entschloß sich dagegen. Das Risiko, daß das Schiff bereits quasi unter Andrias' Flagge segelte, war zu groß.

Wütend schüttelte er den Kopf. Wenn er nur seine Erinnerung wieder hätte – wenn er nur sicher sein könnte, daß er das Richtige tat!

Ein grauuniformierter Ligapolizist hielt Wache vor der offenen Schleuse, um zu verhindern, daß das Schiff ohne Genehmigung startete.

»Dienstliche Angelegenheit«, sagte Duane kurz und rannte an dem verblüfften Mann vorbei, ehe der protestieren konnte, und weiter durch den Korridor zum Kontrollraum. Als ein Besatzungsmitglied ihn neugierig anschaute, wandte er schnell das Gesicht ab. Er konnte sich jetzt keine unnötigen Fragen leisten.

Zum tausendstenmal fluchte er über den Schleier, der sein Gedächtnis verbarg. Er wußte nicht einmal, wer von der Mannschaft ihn kannte und vielleicht Alarm schlug.

Und dann hatte er schon die Tür mit der Aufschrift UNBEFUGTEN ZUTRITT VERBOTEN erreicht und schwang sie auf.

Ein vierschrötiger Mann mit offenem Gesicht, der die blaue Uniform und den Bronzeadler der Handelsflotte trug, schaute ihm überrascht entgegen. »Duane!« flüsterte er schließlich, »Peter Duane, was, um Himmels willen, machst du in diesem Aufzug?«

Duane spürte, wie Erleichterung in ihm hochwallte. Hier war ein Freund.

»Kapitän!« sagte er. »Sie scheinen mich näher zu kennen. Ich hoffe, Sie sind mein Freund, denn – ich brauche Sie. Ich habe mein Gedächtnis verloren.«

»Gedächtnis verloren?« echote der Kapitän. »Du meinst, als du mit dem Schädel aufschlugst... Ah ja, der Schiffsarzt erwähnte etwas davon, aber ich glaubte ihm nicht.«

»Aber – waren – sind wir Freunde?«

»Sicher, Peter.«

»Dann hilf mir. Ich habe eine Ladung im Frachtraum. Weißt du woraus sie besteht?«

»Ja, natürlich. Du meinst die Gewehre?« Duane blinzelte. Er nickte und ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen. Ja, der Kapitän war wahrhaftig ein alter Freund – und Mitwaffenschmuggler! »Großer Gott!« murmelte er.

»Was ist passiert?« fragte der Kapitän. »Ich sah dich auf dem Korridor mit Stevens streiten. Du sahst ziemlich aufgebracht aus. Ich hätte dazwischentreten sollen, aber es war gerade Zeit, die Kurskorrektur vorzunehmen, und ich konnte nicht weg. Und das nächste, was ich hörte, war, daß Stevens tot ist und möglicherweise du ihn getötet hast. Und man sagte mir auch, du hättest das Gedächtnis verloren und wärst in Schwierigkeiten mit Andrias.« Er hielt inne und musterte Duane nachdenklich, ja fast feindselig, wie es Duane schien.

»Peter Duane«, sagte er, »mir scheint fast, als hättest du mehr als nur dein Gedächtnis verloren. Auf welcher Seite stehst du? Was ist mit dir und Andrias? Sag mir, ob du vielleicht die Seiten gewechselt hast. Aus alter Freundschaft würde ich versuchen, dich zu verstehen. Aber es steht zuviel auf dem Spiel hier, als...«

»O zum Teufel!« fluchte Peter und hatte plötzlich den Strahler in der Hand. Er richtete ihn auf den Mann in der blauen Uniform. »Ich wollte, du wärst auf meiner Seite, aber wie könnte ich das mit Sicherheit feststellen? Ich glaube, ich kann mich auf mich selbst verlassen, aber das ist auch alles. Nimm die Hände hoch!«

Und da verließ ihn seine Glückssträhne.

Die Sirene eines herbeibrausenden Bodenwagens kam heulend näher. Nebeneinander starrten die beiden Männer auf die Sichtscheiben. Der Wagen durchbrach krachend die leichte Holzschranke und bremste auch schon kurz vor dem Schiff. Andrias saß neben dem Fahrer.

Duanes Strahler deutete auf die Brust des Kapitäns. »Schließ die Schleuse!« befahl er. »Sofort starten!«

»Hör doch, Peter...«, begann der andere.

»Ich sagte, sofort! Luftschleusen schließen!«

Der Kapitän öffnete die Lippen, doch dann preßte er die Zähne zusammen und drückte auf den Knopf des Sprechgeräts. »Schleuse dichtmachen! Maschinenraum, Raketen in zehn Sekunden zünden! Alles bereit zum Start!«

Die schiffseigenen Sirenen heulten schrill auf und übertönten die wütenden Stimmen außerhalb. Das Zischen der sich schließenden Luftschleuse war zu vernehmen. Peter ließ sich auf dem Pilotensitz nieder und schnallte die Sicherheitsgurte um. Die Instrumente waren ihm vertraut, er konnte sie auch bedienen. War er vielleicht Navigator gewesen, ehe er sich dem lukrativen Schmuggelgeschäft verschrieb? Aber nicht er, sondern der Kapitän sollte das Schiff starten. »Zehn Sekunden!« warnte er ihn. Der Blauuniformierte zögerte kurz. Er sah, daß der Strahler immer noch auf ihn gerichtet war, und wußte, daß Duane ihn auch benutzen würde. »Die Männer...«, brummte er. »Wenn sie noch unter dem Frachter sind, werden die Raketenstöße sie verbrennen!«

»Das ist ihr Risiko«, knurrte Duane. »Sie haben die Schiffssirenen gehört!«

Der Kapitän protestierte nicht länger. Er wandte sich den Instrumenten zu.

Der Beschleunigungsdruck war schlimmer, als Peter in seiner Benommenheit erwartet hatte, aber nicht höher, als er ertragen konnte. In seiner gegenwärtigen Gemütsverfassung konnte er so

ziemlich alles ertragen, dachte er. Die dünne Kallistoluft heulte an ihnen vorbei und schon war die *Kamerun* im All.

Der Kapitän drückte das Pedal, um die Startraketen abzuschalten und den Antrieb auf 1 g Beschleunigung zu reduzieren. »Was jetzt?« fragte er.

Duane war damit beschäftigt, sich von den beengenden Gurten zu befreien. Er schüttelte wortlos den Kopf. Was jetzt ist eine verdammt gute Frage, dachte er.

Mit der Leichtigkeit langer Erfahrung hatte der Kapitän sich inzwischen aus seinen Druckgurten befreit und beobachtete Duane. Aber der hielt trotz seiner geistigen Abwesenheit den Strahler noch auf ihn gerichtet.

Duane spitzte die Ohren. Waren das nicht Stimmen auf dem Gang? Zwar noch entfernt, aber offenbar näherkommend?

Der Kapitän, der interessiert durch das Bullauge schaute, unterbrach seinen Gedankengang. »Was beabsichtigst du gegen die Patrouillenjäger zu unternehmen?« fragte er und deutete.

Duane fluchte unterdrückt, als er die beiden schlanken Schiffe sah, die die *Kamerun* verfolgten. Der wuchtige Frachter war diesen viel wendigeren Vögeln so gut wie hilflos ausgesetzt. Wenn er nur wüßte, auf welcher Seite sie waren. Wenn er nur sein Gedächtnis völlig wieder hätte! Er konnte sich kein Risiko leisten. Er warf einen Blick auf die Armaturen, dann befahl er dem Blauuniformierten, zurückzutreten. Aufs Geratewohl drückte er ein Dutzend Tasten und riß den Hauptkontrollhebel ganz nach unten. Als das Schiff krängte; zerstörte er die empfindlichen Kontrollen mit der Energie seines Strahlers. Jetzt war das Schiff völlig manövrierunfähig, zumindest, bis es repariert werden konnte – und das würde eine Weile dauern! Solange konnten die beiden Patrouillen Jäger es auch nicht betreten. Die *Kamerun* würde mit ihrer Ladung politischen Dynamits Stunden oder auch Tage kreiselnd durch das All treiben.

Das war nicht viel, aber das Beste, was er tun konnte. Es würde ihm jedenfalls Zeit zum Überlegen geben.

Nein! Er hörte vom Korridor wieder Stimmen, deren Besitzer durch die abrupte Kursänderung – im Verhältnis zu der, die Stevens das Leben gekostet hatte, allerdings nur eine unbedeutende – ziemlich durcheinandergeschüttelt worden waren. Und schon kamen sie näher. Eine war laut und barsch – Andrias'! Irgendwie war es ihm also gelungen, an Bord zu gelangen, ehe die Schleusen geschlossen worden waren.

Duane wirbelte zur Tür herum. Der Kapitän stand daneben.

»Schnell! Verriegle sie!« Duane verlieh seinem Befehl mit dem Strahler Nachdruck. Der Kapitän wollte tun, wie geheißen, doch schon schwang die Tür heftig auf, und Andrias stürzte mit vier Begleitern herein. Sie blieben jedoch abrupt stehen, als sie den Strahler bemerkten, den Duane grimmig auf sie richtete.

»Keine Bewegung!« drohte Peter. »Der erste, der sich rührt, ist ein toter Mann!«

Wilde Wut färbte Andrias' Gesicht tiefrot, aber er schwieg und starrte Duane mit haßfunkelnden Augen an. Seine Nase war angeschwollen und schief, und ein beachtlicher Bluterguß hatte sich auf einer Backe ausgebreitet. Die drei Männer in seiner Begleitung waren Polizisten mit Waffen so tödlich wie Duanes Strahler, während Andrias selbst eine altmodische Pistole hielt, die er einem der Kamenrun-Mannschaftsmitglieder entrissen hatte.

Duane stützte sich mit einem Arm auf die Lehne des Pilotensitzes und starrte die vier an. Der verrückte Umlaufkurs, den das Schiff eingeschlagen hatte, nachdem die Kontrollen zerstört waren, hatte einen starken Seitwärtsdrall, und so schien es seinen eigenen Schwanz zu verfolgen. Plötzlich veränderten sich die Lichtverhältnisse außerhalb des Bullauges. Unwillkürlich schaute Duane flüchtig in diese Richtung. Die *Kamerun* hatte in ihrem geschlossenen Orbit eine Umdrehung beendet und tauchte jetzt durch ihr eigenes Kielwasser aus Raketengasen. Er sah die beiden Patrouillenjäger vorüberschießen und dann die Flut von Raketenflammen aus ihren Seitendüsen, als sie abbremsten, um

sich dem Kurs und der Geschwindigkeit der verrückten Umlaufbahn der *Kamerun* anzupassen.

Er hatte wirklich nur einen Augenblick weggeschaut, doch schon hatte Andrias den Arm ein wenig gehoben. »Keine Bewegung!« warnte Duane noch einmal, als das *Klick-klack* von hohen Absätzen auf dem Korridor zu hören war, gefolgt vom schweren Dröhnen genagelter Stiefel.

Duane zuckte mit dem Strahler. »Aus dem Weg!« befahl er. »Wir wollen sehen, wer da kommt.«

Es war das Mädchen. Das rote Haar flatterte hinter ihr her, als sie in den Kontrollraum stürmte. »Peter!« rief sie. »Andrias und seine Männer...« Abrupt hielt sie inne und nahm das sich ihr bietende Bild auf. Duanes Blick hing an ihr, und er wollte etwas sagen, als er sich der Warnung in ihren Augen bewußt wurde, noch ehe ihre Lippen einen schrillen Schrei ausstießen und sie zur Seite, zu Andrias, sprang.

Peter fluchte und versuchte, sich umzudrehen, zu ducken und seinen Strahler herumzureißen. Aber ein Donnern, lauter als die Raketen draußen, erfüllte den ganzen Raum, und eine flammende Feuerzunge streifte ihn. Plötzliche Schwärze begann ihn einzuhüllen. Als er fiel, sah er noch, wie weitere Gestalten in den Kontrollraum stürzten und die weißglühenden Strahler von Energiewaffen sich überschnitten.

Das war's, dachte er noch, dann nichts mehr.

Duane lag wieder in der Krankenstation, auf der gleichen Koje wie beim erstenmal. Sein Kopf schmerzte unerträglich. Nur mit größter Mühe ließen sich seine Lider heben. Das Mädchen, das gleiche Mädchen, stand neben der Koje. Ihr Gesicht leuchtete auf, als sie sah, wie sich seine Augen öffneten, doch schnell verdüsterte es sich wieder.

»Verdammt, Peter«, flüsterte sie. »Wer bist du jetzt?«

»Wieso? Peter Duane, natürlich«, erwiderte er.

»Na Gott sei Dank, daß du wenigstens das noch weißt!« brummte der Kapitän, dessen linker Arm mit Mull umwickelt war.

Peter schüttelte vorsichtig den Kopf, um klarer denken zu können. »Wo – wo bin ich?« fragte er. »Andrias...«

»Andrias ist, wo er dir nichts anhaben kann«, versicherte ihm der Kapitän. »Wir haben ihn unten eingesperrt, genau wie zwei seiner Männer. Der dritte ist tot. Wie sieht's mit deinem Gedächtnis aus, Peter?«

»Es wird allmählich«, brummte er. »Aber wo bin ich? Die Kontrollen – ich habe sie zerstört.«

Der Kapitän lachte. »Allerdings, aber ich glaube, das mußtest du wohl. Du konntest niemandem vertrauen und hattest sicherzugehen, daß die Gewehre nicht zu schnell nach Kallisto zurückgebracht wurden. Aber sie sind bereits dabei, die Armaturen gegen neue auszutauschen. In einer Stunde sind wir wieder auf Kallisto.«

Duane sank auf das Kopfkissen zurück. »Hör zu«, murmelte er. »Ich glaube – ich glaube, mein Gedächtnis kehrt zurück! Aber wie – ich meine, warst du auf meiner Seite? Die ganze Zeit?«

Der Kapitän nickte ernst. »Auf deiner Seite, ja, Peter. Das heißt, auf Seiten der Liga. Du und ich arbeiten beide für sie. Als sie von Andrias' Plan erfuhr, mußte sie schnell handeln. Mit Gewalt anzugreifen, hätte zu einem grauenvollen Blutbad geführt, denn Andrias hätte dann sofort die Karten auf den Tisch gelegt. Ja, die Folgen wären katastrophal gewesen. Kallisto ist ohnehin ein Pulverfaß – und es wäre vermutlich explodiert.«

Peters Augen leuchteten voll plötzlicher Hoffnung und Versteehens auf. »So wurden du und ich...«

»Du und ich und noch zwei weitere Agenten wurden eingesetzt.« Der Kapitän nickte. »Wir mußten herausbekommen, wer Andrias mit Waffen versorgte, und verhindern, daß er weitere Elektronengewehre bekam, solange die Offiziere der Kallistoororganisation insgeheim auf ihre Loyalität hin überprüft wurden. Man deckte Andrias' Geldgeber auf der Erde auf. Es handelte sich

um eine Gruppe von Leuten, die die Bodenschätze auf Kallisto für sich ausbeuten wollten und bereits Verträge mit Andrias über die Schürfrechte abgeschlossen hatten. Du hast die Lieferung der Gewehre verzögert, solange du konntest. Sie blieben eine kostbare Woche länger als beabsichtigt in den Lagerhallen auf Luna liegen, weil du solange mit Stevens über den Preis gefeilscht hast. Und ich glaube, das hast du auch zu dem Zeitpunkt getan, als die Kursänderung euch beide unerwartet traf.«

»Bist du jetzt fertig?« fragte die Schwester. »Ich habe auch ein paar Worte zu sagen.«

»Nein, warte...«, protestierte Duane. Aber der Kapitän verließ grinsend die Krankenstation. An der Tür drehte sich noch einmal um. »Alles Weitere später.«

Duane schüttelte den Kopf, als er das Mädchen ansah. Der Schleier begann sich aufzulösen. Fast konnte er sich wieder an alles erinnern. An das Mädchen, beispielsweise... Sie beobachtete ihn. »Wie geht's deinem Kopf, Peter?« fragte sie besorgt. »Andrias schoß mit dieser schrecklichen altmodischen Pistole auf dich. Ich versuchte, es zu verhindern, aber ich konnte lediglich seinen Arm eine Spur ablenken. O Peter, ich hatte solche Angst, als ich dich umkippen sah.«

»Du hast mir vermutlich das Leben gerettet«, sagte Duane ernst. »Ich glaube, Andrias war ein guter Schütze.« Er versuchte zu grinsen.

Das Mädchen runzelte die Stirn. »Peter«, sagte sie leise. »Es tut mir leid, daß ich das letztmal so – so gekränkt war. Es war nur, weil... Nun, du hast dich nicht an mich erinnert, und das konnte ich nicht verstehen.«

Peter starrte sie an. Ja, er sollte sich wirklich an sie erinnern. Er tat es auch, nur...

»Vielleicht kann dir das helfen«, sagte sie. Sie fummelte in einer Tasche ihrer Schwesterntracht und brachte etwas Winziges, Glitzerndes zum Vorschein. »Ich trage ihn nicht, wenn

ich im Dienst bin, Peter. Aber ich glaube, ich darf jetzt eine Ausnahme machen...«

Duane stützte sich auf einen Ellbogen und bemühte sich zu erkennen, was sie tat. Sie schob das kleine Ding an einen Finger...

Ein Ring! Ein Verlobungsring!

»Oh!« sagte Duane. Und plötzlich klickte es. Er erinnerte sich. Er erinnerte sich an alles. Der zweite Schlag auf seinen Schädel hatte die Wirkung des ersten wieder wettgemacht.

Er schwang die Beine aus dem Bett, erhob sich und streckte verlangend die Arme nach dem Mädchen aus.

»Natürlich entsinne ich mich«, versicherte er ihr, als sie sich an ihn schmiegte. »Der Ring ist von mir!«

Und dann dauerte es eine lange Weile, bis sie wieder genug Atem für Worte fanden.

Inzwischen ging der zweite Weltkrieg weiter. Es bedrückte mich, zum Teil, weil es ganz so aussah, als würden die Bösen alle Schlachten gewinnen, und teils auch, weil ich nicht selbst daran teilnahm. Im Verlag trösteten wir einander damit, daß wir ja schließlich auch etwas dazu beitrugen, indem wir die Moral unserer tapferen Jungs an der Front durch Entspannung mit unseren Magazinen hoben. Aber das Papier wurde knapp. Das heißt, in den Papierfabriken gab es mehr als genug davon, doch sie lagen in Kanada. Die wirklichen Schwierigkeiten stellte das Transportwesen dar, das für kriegswichtigere Beförderungen beansprucht wurde. Jeden Monat mußten wir etwa zwei Titel streichen.

Die Futurianer verschwanden in den Streitkräften, und irgendwie wirkten sie ganz anders, wenn sie in ihren Uniformen auf Urlaub kamen. Dirk Wylie wurde Militärpolizist, David A. Kyle Feldwebel beim Panzerkorps, Jack Gillespie ging zur Handelsma-

rine. Ich glaubte, ich müßte auch irgend etwas tun, und so schloß ich mich dem städtischen Patrouillenkorps an, dessen Zweck die Ausbildung von harten Kampftruppen zur Bewachung der New Yorker Docks gegen Spionage und Sabotage war. Man versprach uns echte .45er, ja sogar Uniformen. Aber soweit schaffte ich es nicht. Über regelmäßigen Nahkampf-Drill von 19 bis 20 Uhr 30 jeden Dienstag bei schönem Wetter, und das nur zwei Monate lang, bin ich nicht hinausgekommen.

Ich hatte auch noch ein anderes Problem. Meine Ehe mit Doe war in die Brüche gegangen. Als unser Mietvertrag in Knickerbocker Village ablief, trennten wir uns. Doe kehrte zu ihren Eltern zurück und ich quartierte mich in einem Hotel in der Nähe des Times Square ein. Aber es war alles so kompliziert, daß ich schließlich Ende 1942 beschloß, Soldat zu werden. Doch das war damals gar nicht so einfach, weil ich immer noch dem Rekrutierungsbezirk 1 angehörte, wo es nach wie vor mehr Freiwillige gab, als angenommen werden konnten. Aber ich setzte es schließlich doch durch, obgleich mein Vater es mir auszureden versuchte und mir einen Job zum vierfachen Gehalt dessen anbot, was Populär mir bezahlte. Vater war Besitzer mehrerer kleiner Werkstätten, die jetzt Flugzeugventile herstellten, und er wurde reich dabei. Doch schließlich wettete ich, seit ich sechzehn Jahre war, gegen den Faschismus, da wares höchste Zeit, daß ich schließlich etwas dagegen tat.

Außerdem gab es zusätzliche psychosexuelle Komplikationen. Ich verliebte mich in eine hübsche junge Hilfsredakteurin bei Populär namens Dorothy LesTina.⁴ Als ich ihr erzählte, daß ich mich freiwillig zur Armee melden wollte, beschloß sie, zu den WACs, dem weiblichen Armeekorps, zu gehen. Das klang schön und gut, aber dann kam es soweit, daß man sie viel schneller haben wollte als mich, und es blieb mir nichts übrig, als sie zum Bahnhof zu begleiten, wo sie als Armeeeingeschriebene in den Zug stieg und ich als Zivilist zurückblieb. Dann ging Dick Wilson zur Armee, und kurz darauf seine Frau Jessica ebenfalls zu den WACs, und ich begleitete sie als Zivilist zum Bahnhof. Ich fuhr

⁴ Wir heirateten gegen Ende des Krieges in Paris.

vor Ungeduld schon fast aus der Haut. Aber endlich, am 1. April 1943 kam ich an die Reihe.

Als Abschiedsgeschenk gab Populär mir einen Scheck für eine neue Kurzgeschichte mit dem Titel DARKSIDE DESTINY, und man bezahlte mir einen ganzen Penny pro Wort. Ich würde diese Geschichte gern hier einfügen, ich würde sie auch gern selbst lesen, aber ich habe sie nie gedruckt zu Gesicht bekommen, denn das Magazin ging zu der Zeit ein.

Vor ein paar Tagen besuchte mich ein junger Freund, der gerade seine Grundausbildung beendet hatte. Er erzählte mir, daß drei Kameraden in seiner Kompanie Selbstmord begangen hatten und nicht wenige desertiert waren. Offenbar macht man es jetzt anders.

Natürlich war nicht alles eitel Sonnenschein, aber mich störten nicht einmal kleinliche Schikanen. Die ersten paar Tage waren ausgesprochen aufreibend. Ein Leutnant hieß uns in Camp Upton willkommen. Er gönnte uns ein falsches Lächeln und versprach uns schnellste Einstufung und Jobs, die unseren Fähigkeiten angemessen waren. Ich wurde schließlich zum Latrinenreinigen eingeteilt. Am zweiten Tag erhielt ich meine Testauswertung, und der Klassifizierungssergeant gab zu, daß sie recht beachtlich war, und es ermöglichen würde, selbst die Waffengattung zu wählen. Woraufhin man mich für diese Nacht zum Küchendienst abordnete. Am dritten Tag gab ich mein Formular mit den bevorzugten Waffengattungen ab. Aufgrund der Testauswertung war ich meiner so sicher, daß ich schrieb, Feldartillerie, Panzerkorps, ja selbst die Infanterie sei mir recht, nur nicht die Air Force. Woraufhin man mich zur Air Force schickte.

Die Air Force Grundausbildung fand in Miami Beach statt, das damals noch nicht eine so große Attraktion war, wie es jetzt ist, aber es gab schon eine Menge Hotels, doch keines war belegt, da die Beförderungsschwierigkeiten die Touristen zu Hause hielt. Also schlossen die Hotelbesitzer Verträge mit der Air Force ab, und wir durften in luxuriösen Hotels wohnen, zwar zu sechst oder acht in einem Zimmer, aber dafür hatten wir die herrliche Floridasonne und die Schwimmbecken kostenlos. Um vier Uhr

fünfundvierzig hieß es aufstehen, wenn noch die Sterne am Himmel glitzerten. Wir marschierten, die obligatorischen Lieder schmetternd, den Strand auf und ab. Flugzeugerkennungsunterricht fand in gemieteten Filmtheatern auf der Lincoln Road statt, militärischer Drill auf einem Golfplatz. Hindernistraining gab es auf den Sanddünen, wo wir mit den Klapperschlangen biwakierten. Wir lernten Handgranatenwerfen und feuerten Tausende von Runden Munition hinaus auf den Atlantik. Diese Grundausbildung dauerte zwei Monate, und das Schlimmste daran war für mich, daß ich sie dann beendet hatte und Miami Beach verlassen mußte.

Weshalb sie mir so gut gefiel? Hauptsächlich lag es wohl daran, daß ich mit keiner Verantwortung belastet wurde. Man sagte mir bei jedem Schritt, was ich tun mußte. Es war der vollkommene Urlaub von der Verantwortung, und jetzt wird mir klar, daß es auch der einzige war, den ich je hatte.

Mit meinem guten Freund Joe Winters und einer Gruppe anderer neugebackener Gefreiter schickten sie mich zur technischen Ausbildung als Wetterbeobachter. Sie fand auf Chanute Field, Illinois, statt, einem Fliegerhorst mit 30.000 Mann, der dem Städtchen Rantoul angeschlossen war, dessen stolze Einwohnerzahl ganze fünfzehnhundert betrug. Ich hatte immer noch das Gefühl, in den Streitkräften ein Zuhause gefunden zu haben. Es machte mir Spaß, über Bjerknessche Idealzyklonen zu lernen und über Isobaren, und mit der Beförderung hatte ich nun vierundfünfzig Dollar pro Monat für mich. Außerdem waren auf Chanute Field Ehefrauen gestattet. Ich hatte zwar im Augenblick keine, aber Joe schon, und Dorothy Winters stellte sich als ganz reizende junge Dame heraus, die einen schnellen Verstand und einen herrlichen Humor hatte.

Das andere Großartige an Chanute Field war, daß auch Jack Williamson dort war. Jack hatte bereits die Wetterbeobachterklasse hinter sich. Danach war er ungefähr zwei Jahre im Feld gewesen und zurückgekommen, um einen Kurs für Fortgeschrittene als Wettervorhersager mitzumachen. Ich war beeindruckt. Ich war höchst erfreut. Jack Williamson ist ein alter und treuer

Freund, mit dem ich eine Zahl Bücher verfaßt habe, und ich hoffe, das auch noch weiterhin zu tun. Ich freue mich immer, ihn zu sehen, aber auf Chanute Field war meine Freude unübertroffen.

Als ich meine Ausbildung dort abgeschlossen hatte, wurde ich tatsächlich zur Wetterbeobachtung auf einem echten Flugplatz, und zwar in Enid, Oklahoma, eingesetzt. Das war auch alles andere als ein unangenehmer Ort. Oklahoma City war mit dem Bummelzug nur ein Lichtjahr entfernt. Hin und wieder kam ich übers Wochenende dorthin. Ich sah da zum erstenmal eine Ölquelle und einen Indianer, und ab und zu hatte ich das Glück, die Aufführung eines Wanderballetts oder einer Wanderoper besuchen zu können. Ansonsten gab es die Stadt Enid, in der es von Mädchen wimmelte, aber an ihnen fehlte es auch im Fliegerhorst nicht, denn da war eine WAC-Einheit stationiert. Eine der WACs war ebenfalls Wetterbeobachter. Sie war klug und spaßig. Wir verbrachten viel Zeit miteinander und erforschten gemeinsam die Möglichkeiten Enids.

Und ich fand sogar Zeit zum Schreiben.

Aber das Problem mit Enid war, das mich wieder das Schuldgefühl packte, weil ich sicher und warm in Oklahoma aufgehoben war, während andere, die ich kannte, in Italien, Nordafrika und im Pazifik fielen. Zumindest beim Endkampf wollte ich dabei sein. Meine Personalakte schwoll mit meinen Gesuchen für eine Versetzung nach Übersee richtig an. Mein Kompaniechef leitete sie jeweils mit seinem Okay weiter, aber die höheren Dienststellen ignorierten sie.

Als deshalb Anfang 1944 ein Rundschreiben zum freiwilligen Dienst in der Arktik aufforderte, meldete ich mich sofort. Schon kurz darauf war ich auf dem Weg nach Buckley Field in Colorado, zur Ausbildung.

Buckley Field befand sich unmittelbar außerhalb von Denver, wo der SF-Autor Willard E. Hawkins lebte. Und in Denver stand auch das Jahresdinner der Coloradoer Autoren-Verbindung

bevor, und Willard lud mich ein, eine Ansprache zu halten. Ich nahm das Angebot mit großer Freude an.

Dummerweise hatte die Air Force andere Pläne mit mir. Ich war inzwischen zum Unteroffizier aufgerückt, aber in Buckley Field gab es so viele dieses Ranges, daß ein paar Streifen so gut wie von keiner Bedeutung waren, und so teilte man mich ausgerechnet für den Abend, da ich Gastsprecher beim Jahresdinner sein sollte, zum Küchendienst ein.

Es mußte doch eine Möglichkeit geben, noch zu meiner Rede zu kommen, dachte ich, und suchte den Public Relations Offizier, um ihm zu erklären, welch schlechten Eindruck es machen und welches Licht es auf die Air Force werfen würde, wenn der Sprecher und Ehrengast der Coloradoer Autoren-Verbindung statt bei einem Dinner eine Rede zu halten, Blechgeschirr zwecks Säuberung unter heißes Wasser halten mußte. Er sah das auch sofort ein und erlöste mich. Aber das war erst möglich, nachdem ich ihn gefunden hatte, und das war erst nach vielen Stunden, am Abend. Mir blieb gerade noch Zeit, in meine Ausgangsuniform zu schlüpfen und den Bus nach Denver zu erwischen. Als ich den Bankettsaal erreicht hatte, war das Dinner bereits vorüber, und Willard Hawkins erhob sich soeben, um mich vorzustellen. Er sagte ein paar schmeichelnde Worte über mich, und dann stand ich vor all diesen freundlichen, erwartungsvollen Gesichtern. Da erst wurde mir bewußt, daß ich in all der Aufregung überhaupt noch nicht dazu gekommen war, mir zu überlegen, was ich denn sagen sollte.

Ich weiß nicht, wie lange ich hirnvernagelt und stumm wie ein Ochse vor der Versammlung stand. Endlich kapierte Willard, daß ich in Verlegenheit war, und stellte mir eine Frage. Ich beantwortete sie ohne Schwierigkeiten, und von da an ging alles wie am Schnürchen. Aber diese endlosen ersten Minuten werde ich nie vergessen. In den etwa dreißig Jahren seither habe ich zu einer Menge Versammlungen gesprochen, und natürlich kam es hin und wieder zu peinlichen Situationen, aber nach Denver schien mir nichts mehr wirklich schlimm zu sein.

Das Schöne an Buckley Field war, daß man ohne Probleme einen Wochenendausgang nach Denver genehmigt bekam. Ich benutzte meine hauptsächlich zum Schreiben. Ich nahm mir mit meiner lavendelfarbenen Remington Nr. 5 Kofferschreibmaschine, die ich den ganzen Krieg über bei mir hatte, ein Zimmer in einem Hotel. Ich stand früh auf, ließ mir Orangensaft und Kaffee aufs Zimmer bringen und begann wie ein MG dahinzuhämmern. Aber es funktionierte nicht immer. In einem Hotel konnte ich die ganze Nacht nicht einschlafen, weil es in den benachbarten Zimmern ziemlich wüst herging. Erst im Morgengrauen fand ich endlich Ruhe, und im Fliegerhorst erfuhr ich dann, daß das Hotel als Hurenhaus verschrien war. Ich frage mich, was der Nachtportier sich gedacht haben mochte, als ich mir mit lavendelfarbiger Schreibmaschine und Unschuldsgesicht ein Zimmer geben ließ.

IRRTUM schrieb ich in einem dieser Hotelzimmer. Die Geschichte erschien in der Winter-Nummer 1944 von PLANET STORIES.

Das Colorado-Zwischenspiel dauerte nicht sehr lange. Woran ich mich am meisten erinnere, sind die endlosen Diskussionen mit Air-Force-Psychologen über die Gefahren der Isolation im Polarkreis. Und an einen langen, schlimmen Tag in einem Zahnarztsessel, als man mir alle alten Füllungen aus den Zähnen holte und sie mit neuen Plomben ersetzte, die die arktische Kälte aushielten. Und dann versetzte man mich nach Italien!

Der Deckoffizier war froh, als er an der Hauptschleuse zurück war. Es gab natürlich keinen Grund, weshalb nicht alles perfekt funktionieren sollte, aber trotzdem war er froh, als er es bestätigt fand. Der Erste Offizier schien schlechter Laune zu sein. Er rauchte in der offenen Schleuse eine Zigarette und starrte über die dunstigfeuchte venusische Landschaft auf die Eingeborenstadt.

»Alles in Ordnung, nehme ich an«, brummte er.

Der Deckoffizier nickte. »Wenn es so weitergeht, wird mein Logbuch leerbleiben«, sagte er. »Alle Mann anwesend, von der Delegation abgesehen, die Ladung verstaут, und das Schiff startbereit. Wir können aufbrechen, sobald sie zurück sind.«

Der Erste Offizier warf seine Zigarette aus der Schleuse. »Wenn sie zurückkommen.«

»Warum sollten sie nicht?«

Der Erste zuckte die Schulter. »Ich weiß es nicht, Lowry«, murmelte er. »Das ist ein komischer Ort hier. Ich traue den Eingeborenen nicht.«

Lowry hob eine Braue. »Oh? Aber sie sind doch Menschen, genau wie wir...«

»Nicht mehr. Sie waren es vor vier oder fünf Generationen. Großer Gott, sie schauen ja nicht einmal mehr menschlich aus. Diese weiße, lappige Haut – sie widern mich an.«

»Akklimatisation« sagte Lowry. »Sie mußten sich dem Venusklima anpassen. Aber sie sind doch recht freundlich.«

Der Erste zuckte wieder die Schultern. Er starrte auf die Holzhütten am Rand der Stadt, die durch den allgegenwärtigen venusischen Dunst nur verschwommen zu sehen waren. Die einheimische Ehrenwache, die etwa hundert Meter vor dem Erdschiff Posten bezogen hatte, stand reglos, mit ihren altmodischen Protonengewehren über den Rücken geschlungen. Ein paar Eingeborene bestaunten mit großen Augen das Schiff,

machten jedoch keine Anstalten, sich an der Wache vorbeizuschleichen.

»Natürlich«, sagte Lowry plötzlich, »gibt es eine Minorität, die vor uns Angst hat. Ich war gestern in der Stadt und unterhielt mich mit einigen der Einheimischen. Sie befürchten, daß ganze Horden von Erdenmenschen einwandern werden, nun, da wir wissen, daß man auf der Venus leben kann. Und ich hörte auch von einer unbedeutenden Untergrundbewegung. Sie verbreitet das Gerücht, daß die neuen Immigranten die eingeborenen Venusier – damit sind die Abkömmlinge der ersten Expedition gemeint – geradewegs in den Schlamm treiben werden. Nun...« Er lachte »... vielleicht tun sie das auch. Schließlich überleben immer die Stärksten. Das ist ein altes Naturgesetz...«

Der Lautsprecher über der offenen Schleuse knackte heftig, dann rasselte eine metallische Stimme: »Deckoffizier! Posten Nummer 1! Instrumente zeigen einen auf die Hauptschleuse gerichteten Spionstrahl an.«

Lowry, der mitten im Wort unterbrochen worden war, ruckte den Kopf zurück und starrte ungläubig auf den Knopf neben dem Lautsprecher. Tatsächlich, er glühte rot – tat es möglicherweise schon seit Minuten. Er brüllte in den Sprecher an der Wand: »Schirm einschalten! Delegation verständigen! Patrouille zusammenstellen!« Noch während er die Befehle erteilte, erlosch das Warnlicht.

»Da, sehen Sie!« sagte der Erste.

»Da habt ihr es!« Svan schaltete das Abhörgerät aus und drehte sich um. Die fünf anderen im Zimmer schauten besorgt drein. »Jetzt habt ihr es aus ihrem eigenen Mund gehört. Der Rat hatte also recht!«

Die jüngere der beiden Frauen seufzte. Sie wäre schön gewesen, trotz ihrer fahlweißen Haut, hätte sie Haare auf dem Kopf gehabt. »Svan«, flüsterte sie. »Ich habe Angst. Wer sind wir denn, daß wir so etwas entscheiden dürfen? Unsere Eltern

kamen von der Erde. Natürlich kann es anfangs zu Schwierigkeiten kommen, aber wir sind doch vom gleichen Blut!«

Svan lachte bitter. »Dieser Ansicht sind *sie* nicht. Du hast sie gehört. Wir sind keine Menschen mehr, sagte der Offizier.«

Die andere Frau fiel unerwartet ein. »Der Rat hatte recht«, pflichtete sie bei. »Svan, was müssen wir tun?«

Svan hob nachdenklich die Hand. »Einen Moment. Ingra, bist du dagegen?« Die jüngere Frau wich vor dem Blick seiner funkelnden Augen zurück und schaute die anderen an, die sich offenbar nicht sehr wohl in ihrer Haut fühlten, aber doch bereits Svans Ansicht übernommen hatten.

»Nein«, murmelte sie.

»Gut«, brummte Svan. »Nachdem die anderen ebenfalls einverstanden sind, müssen wir handeln. Der Rat überließ die Entscheidung völlig uns, und wir sind uns klar darüber, daß es auf der Venus zur Katastrophe führen würde, wenn das Schiff zur Erde zurückkehrte.«

»Aber sie sind stark, Svan«, jammerte ein älterer Mann. »Sie haben Waffen. Wir können sie nicht zum Bleiben zwingen.«

»Sie werden die Venus verlassen, aber die Erde nicht erreichen.«

Der Ältere sperrte den Mund auf. »Hat der Rat Mord gestattet?«

Svan zuckte die Schultern. »Der Rat ahnt nicht, wie groß die Gefahr ist. Die Ratsmitglieder konnten nicht zur Stadt kommen und sahen so auch die Größe des Schiffes nicht.« Mit drohendem Unterton fragte er: »Toller, bist du vielleicht dagegen?«

Genau wie das Mädchen wich der Ältere vor seinem Blick zurück. Stumpf fragte er: »Wie sieht dein Plan aus?«

Svan lächelte finster. Aus einer Kiste zu seinen Füßen holte er eine glänzende Metallkugel. »Einer von uns wird sie im Schiff anbringen. Sie zündet erst nach vierzig Stunden – es ist Atomit.« Er grinste triumphierend, aber sein Grinsen erstarb, als er die

gequälten Augen der anderen bemerkte. Wütend riß er sechs Blatt aus einem Notizbuch. Auf eines zeichnete er ein Kreuz. »Das wird entscheiden, wer es zu tun hat! Ingra, bring mir die Schale dort.«

Stumm nahm das Mädchen die paar Zigaretten aus der Glasschale und reichte Svan den leeren Behälter.

Er gab die gefalteten Zettel hinein. »Zieh du als erste, Ingra«, befahl er.

Mechanisch holte sie einen Zettel heraus und behielt ihn ungeöffnet in der Hand. Auch keiner der anderen faltete seinen auf. Aller Blicke ruhten auf Svan. »Wir nehmen meinen Wagen«, bestimmte er, »und sehen uns das Erdschiff an. Das wird keinen Verdacht erregen, denn alle in der Stadt waren bereits dort. Der mit dem markierten Zettel steigt unbemerkt aus und versteckt sich in den Stauden. Es ist schon fast dunkel, man wird ihn also kaum sehen. Die anderen fünf brechen wieder auf, aber es gibt Schwierigkeiten mit dem Wagen, vielleicht kommt er von der Straße ab, sinkt in den Schlamm ein. Jedenfalls werden die Wachen gerufen. Aufregung herrscht – das läßt sich leicht bewerkstelligen, ein paar hysterische Schreie einer Frau genügen. Und der sechste bekommt seine Chance, unbemerkt an das Schiff heranzugelangen. Er braucht die Magnetbombe nur an die Schiffshülle zu drücken. In der Dunkelheit wird sie nicht bemerkt werden, und das Schiff startet vor Morgengrauen. In vierzig Stunden ist die Gefahr für uns behoben.«

Sie verstanden. Aber Svan sah, daß es ihnen nicht gefiel. Wütend befahl er: »Schaut eure Zettel an!«

Jeder faltete seinen auf, um festzustellen, ob es der markierte war. Svan warf einen flüchtigen Blick auf seinen. Er war leer. Er schaute auf, um zu sehen, wen es getroffen hatte. Alle hatten zur gleichen Zeit nachgesehen. Und jeder schaute fragend die anderen an. Svan wartete ungeduldig, daß der mit dem Kreuz sich meldete. Und dann verstand er. *Ein Verräter! Ein Feigling!* Er sah sie nun alle in einem neuen Licht, sah daß ihre Unsicherheit zur Opposition wurde.

Svan überlegte schneller als je zuvor. Wenn ein Feigling den richtigen Zettel hatte, wäre es falsch, ihn aufzudecken. Natürlich könnte er verlangen, daß jeder seinen Zettel vorwies, aber was war, wenn der Feigling sich wehrte, weil er sich in die Ecke gedrängt fühlte? In einem Sekundenbruchteil traf Svan seine Entscheidung. Er hatte den Stift noch in der Hand. Unter der Tischplatte malte er ein Kreuz auf seinen Zettel.

Mit müder, enttäuschter Stimme sagte er: »Ich werde die Bombe anbringen.«

Die sechs Verschwörer fuhren durch die Hauptstraße der Stadt. Zwei Erdenmenschen standen vor dem Eingang zum Justizpalast Wache. »Gut«, brummte Svan, »Die Delegation ist also noch hier. Wir haben demnach ausreichend Zeit.« Er drehte sich auf dem Sitz neben dem Fahrer um und studierte die Gesichter der anderen. Wer war der Feigling? Ingra? Ihre Tante? Einen der Männer?

Die Antwort war ein Schlag. *Alle sind sie Feiglinge*, dachte er. *Kein einziger versteht, was es bedeutet. Sie haben Angst!*

»Fahr schneller, Ingra!« befahl er dem Mädchen am Lenkrad. »Wir wollen es hinter uns bringen!« Sie schaute ihn kurz an, und er staunte, als er Mitleid in ihren Augen las. Schweigend nickte sie und beschleunigte. Der Wagen holperte über die Knüppelstraße. Es war inzwischen völlig dunkel geworden. Die Scheinwerfer beleuchteten die schmale Straße voraus und ein Stück der dichten Vegetation des Dschungels zu beiden Seiten. Es regnete ein wenig.

Ein Protonenstrahl schoß vor ihnen über den Weg. In der Stille, die dem donnernden Krachen folgte, brüllte eine Männerstimme: »Halt!«

Ingra stieg auf die Bremse. Ein Venusier in der Uniform der Staatspolizei kam aus einem Seitenweg auf sie zu und richtete ein Protonengewehr auf sie.

»Wohin wollt ihr?« fragte er barsch.

»Wir möchten zum Erdschiff«, erklärte Svan und stieg aus dem Wagen. »Wir hörten, daß es noch heute nacht aufbricht, da wollten wir es uns schnell noch ansehen. Das ist doch nicht verboten, oder?«

Der Polizist schüttelte den Kopf. »Niemand darf in Schiffsnähe. Der Befehl wurde soeben erteilt. Es scheint Gefahr zu bestehen.«

Svan trat näher und entblöbte die Zähne zu einem gezwungenen Lächeln. »Es ist dringend.« Seine Rechte beschrieb ein kompliziertes Zeichen auf der Brust. »Verstehst du?«

Der Polizist verriet Verwirrung, die jedoch schnell von einer Mischung aus Angst und Begreifen abgelöst wurde. »Der Rat!« rief er. »O ja, ich verstehe! Du bist das Schwein, dem wir das alles zu verdanken haben...« Er versuchte instinktiv, das schwere Gewehr zu heben, aber Svan war schneller. Sein Plan war fehlgeschlagen, ihm blieb nur noch ein Weg. Er warf sich auf den Polizisten, daß er auf die rauen Stämme der Straße stürzte und ihm das Gewehr entglitt. Mit Knien, Ellbogen und scharfen Nägeln kämpfte Svan gegen den Gesetzeshüter, der von etwa gleicher Statur und Kraft wie er war, aber Svan hatte den Vorteil des unerwarteten Angreifers, und so dauerte es nicht lange, bis der Staatshüter mit zerschmettertem Hinterkopf auf der Straße lag, auf die Svan ihn immer wieder gehämmert hatte.

Keuchend erhob sich Svan und schaute sich um. Niemand war zu sehen, außer den wie erstarrten fünf im Wagen. Svan lachte verächtlich. Er zog den reglosen Polizisten über den Straßenrand und stieß ihn in den Sumpf des Dschungels. Die Leiche begann gurgelnd zu versinken.

Svan kehrte zum Wagen zurück. »Schnell«, befahl er dem Mädchen am Steuer. »Wenn sie ihn vermissen, können wir leicht in Verdacht kommen. Und halte die Augen nach weiteren Polizisten offen.«

Die Venus hat keinen Mond, und der Sternenschein dringt nicht durch die dicke Wolkenschicht. Fähnrich Lowry starrte besorgt

durch die Astrokuppel im Bug und fluchte über die Schwärze. »Wie Tinte!« beschwerte er sich beim Ersten, der an der Computerbank arbeitete. »Glauben Sie, das sind Lichter dort drüben?«

Der Erste schaute müde hoch. »Vermutlich die Wachen. Könnte natürlich auch ein Trupp sein, der uns überfallen will.«

Lowry erschrak, aber er war nicht sicher, ob der Erste es ernst meinte, seine Miene verriet nichts. »Malen Sie den Teufel nicht an die Wand«, flüsterte er. »Angenommen, den Delegierten stößt etwas zu?«

»Dann haben wir nichts zu lachen«, erwiderte der Erste philosophisch. »Ich sagte Ihnen ja, daß die Eingeborenen gefährlich sind. Spionstrahlen! Sie sind seit dreihundert Jahren schon verboten!«

»Ja, aber sie sind nicht alle gegen uns. Schauen Sie, sie haben die Wachen verdoppelt. Die Verwaltung ist ungemein hilfsbereit, sie tut, was sie kann. Sie haben doch den Bericht der Delegation über das Sprechgerät gehört. Gegen uns ist nur diese Geheimorganisation, die sich der Rat nennt.«

»Und wie wollen Sie wissen, daß die Wachen nicht dazu gehören?« konterte der Erste. »Für mich sind sie alle gleich... Ah, die Lichter sind erloschen. Müssen doch die Wachen gewesen sein. Waren ohnehin auf der der Stadt abgewandten Seite...«

Svan zögerte nur kurz, als das Mädchen die Scheinwerfer ausschaltete und den Wagen anhielt. Dann griff er in das Fach unter dem Sitz. Wenn er ein wenig länger benötigte, als sein mußte, bemerkte es zumindest keiner der anderen. Ganz sicher ahnte keiner von ihnen, daß sich *zwei* Bomben in dem Fach befunden hatten, während er nur eine hervorholte.

»Ich gehe jetzt«, erklärte er. »Sie werden nicht erwarten, daß jemand sich der Rückseite des Schiffes nähert. Ihr wißt, was ihr tun müßt?«

Ingra nickte. Die anderen blieben stumm. »Wir müssen wieder in einem weiten Bogen um das Schiff herum nach vorn, dann fünf Minuten warten, ehe wir den Wagen in den Sumpf fahren. Danach schreien wir, um die Aufmerksamkeit der Wachen auf uns zu lenken.«

Svan dachte: Die Wachen werden sich nicht weglocken lassen. Ich bin froh, daß ich diesen fünf nicht mehr trauen kann. Wenn sie schon ausgeschaltet werden müssen, ist es gut, daß ihr Tod einen Zweck erfüllt.

Laut sagte er: »Richtig. Wenn ich es schaffe, kehre ich zu Fuß zur Stadt zurück, denn das Schiff explodiert erst, wenn es schon weit im Raum ist. Und keine Sorge, ihr habt von den Wachen nichts zu befürchten.« *Von den Wachen!* echote er stumm. Er lächelte. Zumindest würden sie kaum etwas spüren. Die Explosion dieser Menge Atomits unter dem Sitz führte ihren sofortigen Tod herbei. Er schluckte und erinnerte sich, daß die Bombe bereits unhörbar die Sekunden abtackte. »Fahrt los!« befahl er. »Ich warte hier.«

»Syan.« Ingra beugte sich zu ihm vor. Impulsiv legte sie die Hände um seinen Hals und küßte ihn auf die Lippen. »Viel Glück!«

»Viel Glück«, echoten auch die anderen. Ingra wendete den Wagen und fuhr ihn auf die Straße zurück. Erst nach etwa hundert Metern schaltete sie die Scheinwerfer wieder ein.

Svan schaute ihnen nach. Der Kuß hatte ihn überrascht. Was bedeutete er? War es ein Fehler, das Mädchen mit den anderen sterben zu lassen! Nur flüchtig machte sich Zweifel breit. Nun, vielleicht war sie treu, aber ganz sicher war sie schwach. Und da er nicht wissen konnte, wer den Zettel mit dem Kreuz gezogen hatte und es nicht zugab, war es schon besser, daß alle starben.

Er schlich durch die Finsternis. Auf einer kleinen Erhebung inmitten einer von den Schiffsraketen geschaffenen Lichtung waren die durch den Regen gedämpften Lichter im Schiff zu sehen. Svans scharfe Augen sahen die Wachen, die ihre Runden zogen. Das waren die aus dem Schiff. Sie würden nicht so leicht

zu überwältigen sein wie die einheimischen – nicht mit den Desintegratoren, die sie trugen. Nur ein Ablenkungsmanöver konnte ihn zum Schiff bringen, und darauf würde er noch etwa drei Minuten warten müssen. Geduldig setzte er sich an den Straßenrand und spielte abwesend mit dem zerknüllten Zettel in seiner Gürteltasche. Er holte ihn sogar heraus, natürlich ohne auch nur zu versuchen, ihn sich in der Dunkelheit ansehen zu wollen. Er fragte sich, welcher Feigling das echte Kreuz gezogen hatte. Ingra? Einer der Männer?

Abrupt wurde er sich Geräusche hinter sich bewußt. Ein Wagen raste über die Straße. Svan wirbelte herum und starrte in das blendende Scheinwerferlicht, als der Wagen holpernd zum Halt kam.

Wie gelähmt hörte er die Stimme des Mädchens. »Svan! Sie kommen! Sie haben das Gewehr des Polizisten gefunden und suchen nach uns! Dreißig Erdmänner, Svan, mit diesen schrecklichen Waffen. Sie schossen auf uns, aber wir konnten ihnen entkommen und kehrten sofort zurück, um dich zu holen. Schnell, steig ein, wir müssen fliehen!«

»Verschwindet!« krächzte er. Es war einfach nicht zu glauben! Gleich war es soweit. Die Bombe im Wagen...

»Weg von hier!« schrillte er und rannte davon. Mit geballten Fäusten an den Seiten lief er ein paar Schritte, ehe etwas mit ungeheuerlicher Kraft ihn von hinten packte. Er spürte, wie er von der Straße gehoben wurde, durch die Luft flog und schließlich mit unvorstellbarer Wucht auf die versengte Lichtung geschleudert wurde. Erst da hörte er den Knall der Explosion. Und als die gewaltigen Echos verklangen, spürte er den Schmerz seines grauenvoll zugerichteten Körpers...

Der Bordarzt, der sich neben ihn gekniet und ihn untersucht hatte, stand auf. »Er lebt noch«, sagte er zu Lowry. »Aber nicht mehr lange. Was haben Sie denn da?«

Völlig benommen streckte der Fähnrich ihm die zwei Hälften einer Metallkugel entgegen. »Er hatte eine Bombe«, stammelte er. »Eine Magnetbombe mit Zeitzünder. Im Wagen muß eine

zweite gewesen sein, die explodierte. Sie – sie wollten uns in die Luft jagen!« Er schaute auf die verstümmelte Gestalt neben dem Arzt und schüttelte sich. Der Arzt legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Besser sie als wir«, sagte er. »Das ist Gerechtigkeit, wie sie sonst nicht so schnell zu finden ist. Sie haben es wirklich verdient...« Nachdenklich betrachtete er das zerknüllte Papier in seiner Hand. »Nur das verstehe ich nicht«, murmelte er.

»Was ist es?« Lowry hob die Brauen. »Ein Zettel mit einem Kreuz darauf. Was soll damit sein?«

Der Arzt zuckte die Schultern. »Er hatte es so fest in seiner Hand, daß ich es kaum losbekam.« Er drehte den Zettel um und zeigte Lowry auch die andere Seite. »Warum, zum Teufel, trägt er ein Stück Papier bei sich, das auf beiden Seiten mit einem Kreuz markiert ist?«

IRRTUM war meine letzte während des Krieges veröffentlichte Story. Als der Krieg vorbei war und ich wieder Zivilist, hatte die Welt sich verändert.

Ich halte diesen Zeitpunkt für einen guten Schluß meines Buches.

Gestern hatte ich Lunch mit Isaac Asimov, der auch zu den alten Futurianern gehörte und seit vier Jahrzehnten ein guter Freund ist. Ich erzählte ihm, woran ich schrieb. Das war nur fair, denn schließlich hat er mit seinem DER FRÜHE ASIMOV den Anstoß dazu gegeben. Neben Isaac im University Club in New York, zusammen mit Betsy Lester, Warren Preece, Carl Sagan und anderen großartigen Autoren er schienen mir diese Teenager-Tage unsagbar weit entfernt. Das Essen wurde für die Verfasser von Beiträgen zur neuen ENCYCLOPEDIA BRITANNICA⁵

⁵ Falls Sie sich wundern sollten, was ich damit zutun hatte, nun, mein Beitrag war ein Vortrag über den römischen Kaiser Tiberius

gegeben, wir saßen in einer luxuriösen Umgebung – und keiner war mehr siebzehn.

Ich dachte daran, Isaac dieses Buch zu widmen, aber ich schulde so unzählig vielen meinen Dank, daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll. Mein Dank gilt nicht nur Isaac Asimov; nicht nur allen, die ich im Buch erwähnte, den Redakteuren und Autoren, den Freunden und Fans; nicht nur der gesamten Mitgliederschaft der Brooklyn Science Fiction League, der Independent League for Science Fiction, der International Scientific Association, und natürlich den Futurianern – nein, noch so vielen weiteren, daß ich gar nicht anfangen kann, sie alle aufzuzählen.

Lieber Leser, lassen Sie mich jetzt zum Ende dieses Buches noch eine kleine Erklärung abgeben. Ich bin nicht übermäßig bescheiden, wissen Sie? Ich habe jedenfalls das Gefühl, daß ich, was Auszeichnungen, Geld und Berühmtheit anbelangt, genug habe, um jugendlichen Ehrgeiz anzustacheln, es mir gleich zu tun. Und von der großen Zahl an Stories aus meiner Schreibmaschine sind vielleicht ein Dutzend, vielleicht auch nicht ganz so viele dabei, von denen ich glaube, daß sie so gut sind. Doch jeder, der seine ganze Zeit damit verbringt, etwas Schöpferisches zu tun, weiß, daß es so etwas wie GENUG Erfolg oder GENUG Zufriedenheit nicht gibt.

Ich weiß, daß es nicht nur mir so geht. Ich kann oft genug mit anderen Autoren, mit Künstlern, Musikern und die abenteuerlichere Art von Wissenschaftlern zusammen, und weiß so in etwa, was in ihren Köpfen vorgeht. Vor ein paar Jahren war ich eine Zeitlang so gar nicht zufrieden mit mir, so daß ich zum erstenmal in meinem Leben einen Psychoanalytiker aufsuchte. Einmal führte er mich zurück zum Anfang meiner Schriftstellerkarriere, etwa in der Weise, wie ich es hier in diesem Buch beschrieb, und er fragte mich, was ich von mir hielt. Ich sagte: »Nun, die Futurianer waren ein ziemlich aufgeweckter, talentierter Haufen. Ich bin eigentlich recht stolz darauf, daß ich mehr als die meisten von ihnen erreichte – außer einem

zumindest« Als der Arzt fragte: »Und was halten Sie von ihm?« rutschte es mir gerade so heraus: »Ich hasse ihn und mich frißt der blanke Neid!«

Zufällig hatte ich am nächsten Tag Lunch mit diesem einen Futurianer, nämlich Isaac Asimov. Er erwähnte, er habe gerade für ein neues Buch einen Vorschuß von fünfzigtausend Dollar bekommen. Eine irre Menge – und viel mehr, als ICH für einen Roman kriege. Also erzählte ich ihm von meinem Gespräch mit dem Psychoanalytiker. Isaac lachte und konnte kaum mehr aufhören. »Mir ging es nicht besser, als ich den Vertrag unterschrieb«, gestand er, »denn ich hatte soeben erfahren, daß Michael Chrichton einen für eine halbe Million unterzeichnet hatte.«

Ich hasse Isaac natürlich nicht WIRKLICH. Er ist mein Geistesbruder, solange wir leben. Aber er wird verstehen, wenn ich sage, daß ich ihn gleichzeitig doch auch wirklich hasse.

W. H. Auden sprach einmal darüber. Er sagte: »Kein Dichter oder Schriftsteller wünscht sich, er wäre der einzige Große, der je gelebt hat, aber die meisten wünschen sich, sie wären die einzigen lebenden Großen, und es gibt nicht wenige, die sich einbilden, dieser Wunsch sei ihnen in Erfüllung gegangen.« Und ich meine, wenn man das nicht ein bißchen oder zumindest hin und wieder für einen Augenblick glauben kann, dann sollte man seine Zeit nicht damit verschwenden, Dichter oder Schriftsteller zu sein, sondern sich einen Job als Schreiberling suchen, in der Werbung, vielleicht.

So unbescheiden wie ich bin, bin ich jetzt auch fünfundfünfzig Jahre alt. Es dürfte ziemlich klar sein, daß ich bisher mehr getan habe, als ich von jetzt an tun werde.

Ich verbringe viel Zeit mit College-Studenten und Fan-Gruppen. Es gibt kein Treffen ohne ein paar junge Leute, die sich kaum etwas sehnlicher wünschen, als SF-Autoren zu werden. Hin und wieder findet man einige, die ganz bestimmt das tun werden, was sie wollen, und die auch gut sein werden in ihrer Berufung. Auch sie sind meine Geistesbrüder.

Man wählte mich zum Vorsitzenden der Science Fiction Writers of America. Ich habe immer viel meiner Zeit mit anderen Autoren verbracht. Doch jetzt, so kommt es mir zumindest vor, tue ich wochenlang nichts anderes. Die meisten der mehreren Hundert Mitglieder der SFWA sind noch dabei, ihr Handwerk zu lernen. Manche werden es vielleicht nie schaffen. Aber unter ihnen sind auch die Clarkes und Heinleins von Morgen.

Wir alle sind so eingebildet zu glauben, daß wir vielleicht die einzigen von Bedeutung sind. Aber wir sind sogar noch eingebildeter, auf eine Weise, die Auden nicht erwähnte. Es genügt uns nämlich nicht, nur mit anderen zu wetteifern, wir müssen unseren Konkurrenten auch hin und wieder unter die Arme greifen, um unseren Wettstreit fair zu gestalten, ihm Würze zu geben.

Alles in allem ist die Welt der Sciencefiction gar nicht so schlecht. Es läßt sich leben in ihr.

*Red Bank,
New Jersey Januar 1975*

Ende